

Bitte teilen Sie uns Änderungen Ihrer Anschrift rechtzeitig mit. Vielen Dank!



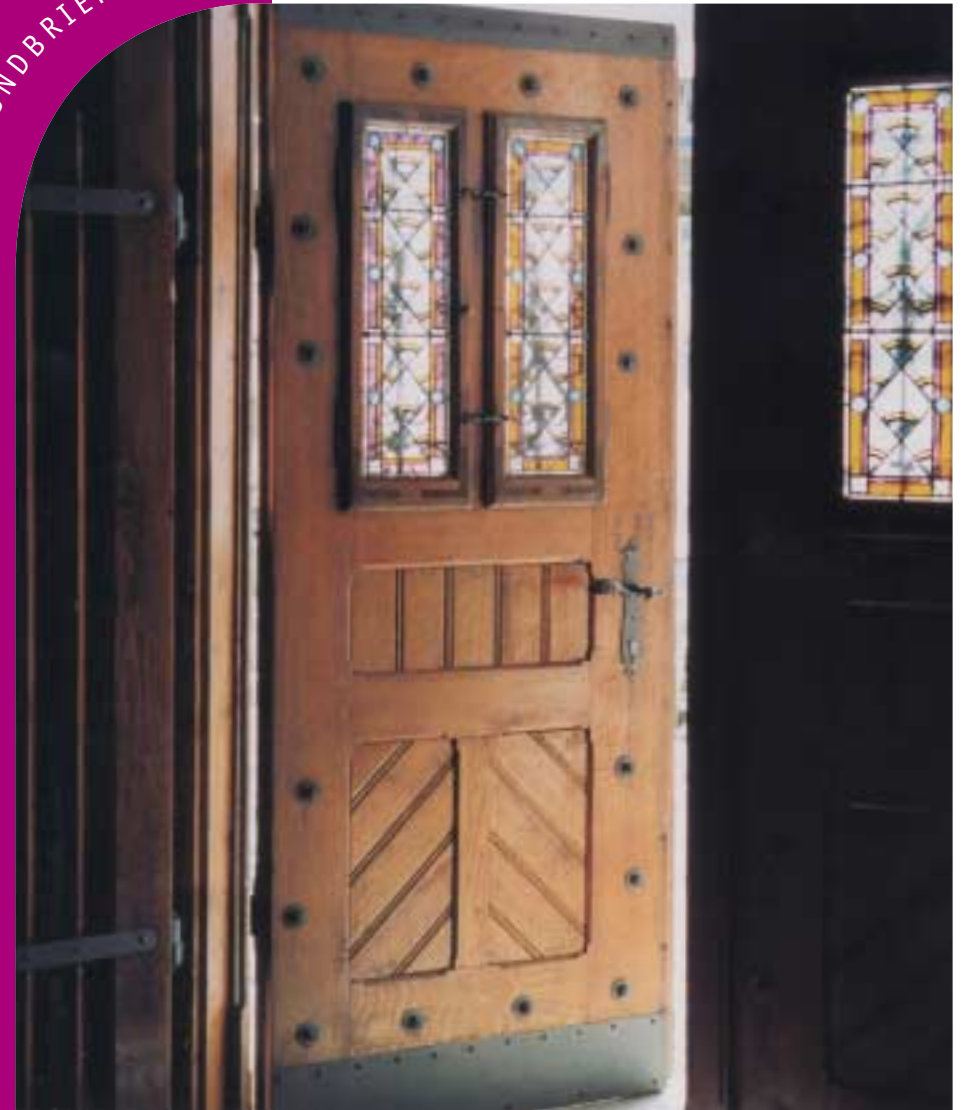
*Weihnachten ist die Tür in Gottes heiliges Land. Da hört man heimatliche Klänge, da wird die Sprache der Herzen gesprochen.*

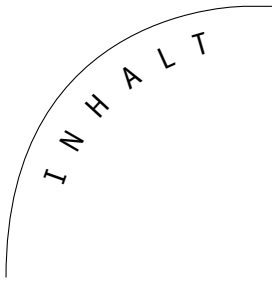
*Macht uns Gott durch die Weihnachtsbotschaft neu zu seinen Kindern, dann verwandelt sich die Welt.*



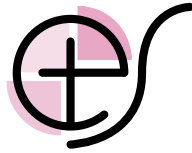
*Über ihrer Not leuchtet die Sonne seines Erbarmens, und die Rätsel irdischer Geschichte werden zu Wunderwegen seiner Gnade. Danken aber ist die rechte Weihnachtsmelodie.*

Friedrich von Bodelschwingh





Evangelische  
Sammlung  
in Württemberg



Elke Maihöfer

## „Friede auf Erden“ – Begründete Hoffnung oder pure Illusion?



„Friede auf Erden“

Elke Maihöfer 3

Ich-AG oder Beziehungs-GmbH

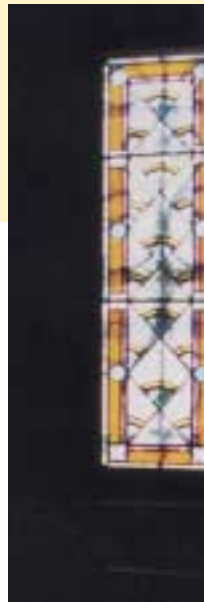
Dr. Michael Herbst 5

Unser Miteinander in der Gemeinde

Dr. Christel Hausding 18

Die Geburt des Immanuel

Dr. Peter Stuhlmacher 29



Seit Wochen schon spüren es beide Seiten: Es liegt etwas in der Luft - es steht etwas zwischen ihnen - und es wird immer mehr. Blicke wurden gewechselt, Worte sind gefallen - zweideutige und eindeutige. Sätze stehen im Raum und jeder macht sich dazu seine Gedanken: Zum ersten kommt der nächste und so weiter. Man bleibt bei sich mit dem Angesammelten und Zusammengedachten. Jede Seite ist von ihrer Sicht inzwischen überzeugt und weiß, dass sie im Recht ist - Argumente und Beweise gibt es in Fülle. Man spricht nicht mehr miteinander – zumindest nicht darüber. Man begegnet sich auch nicht mehr gerne, geht einander aus dem Weg. Es herrscht Funkstille, mehr noch: Unfrieden, manchmal auch Krieg. Im Kleinen geschieht es, ganz nahe bei uns: zwischen Ehepartnern, in Familien, im Berufsalltag, auch in unseren Gemeinden – und im Großen: in den bekannten und unbekanntenen Krisengebieten, zwischen Volksgruppen und Nationen überall auf der Erde. Und obwohl kein Mensch gerne in und mit belasteten Beziehungen lebt, ist es doch für viele eine bittere Realität, ja schon fast Normalität.

Was soll da die Weihnachtsbotschaft der Engel vom „Frieden auf Erden“? Ist sie Grund zur Hoffnung oder ist sie pure Illusion angesichts der immer größer werdenden Zahl von Spannungs – und Konfliktfeldern?

Im Sommer habe ich einen jungen Christen aus dem Libanon kennen gelernt, Dozent an der Universität in Beirut, der mit seiner Frau und dem 3 Monate alten Sohn auf abenteuerliche Weise fliehen konnte. Seit seiner Kindheit gehören Angst, Hass, Gewalt und Ungerechtigkeit zu seinem Leben. Trotzdem oder gerade deshalb setzt er sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln für Frieden ein.

Mir gab zu denken, was es sagte: „Frieden kann es nur geben, wenn wir aufhören, im Recht sein zu wollen. Wir finden immer genug gute Gründe, unser Denken und Handeln zu legitimieren. Aber Frieden kann es nur geben, wenn wir nicht warten, bis sich die andere Seite verändert, sondern wenn wir unsere Haltung verändern, das Gegenüber mit anderen Augen sehen, Vergebung zu denken und leben beginnen, uns für die Liebe entscheiden. Wir brauchen den inneren Frieden, den nur Gott geben kann, um uns für den äußeren Frieden einsetzen zu können.“

Hier, in seinem letzten Satz, liegt der Schlüssel und der Grund, warum „Friede auf Erden“ eben gerade keine Illusion ist, sondern es eine begründete Hoffnung gibt, dass Friede immer wieder Realität sein und werden kann, trotz und inmitten von Unfrieden und Krieg – im Kleinen wie im Großen.

„Wir brauchen inneren Frieden, den nur Gott geben kann ...“, das war die tiefe Überzeugung und Erfahrung, dieses gebeutelten und dennoch nicht verzweifelten Bruders.

Der Gott des Friedens, der Vater Jesu Christi und unser himmlischer Vater hat seine Gedanken des Friedens und den Bund des Friedens, die er schon im Alten Testament dokumentiert hat, im Kind in der Krippe zur Tat werden lassen: Jesus Christus ist der Friede Gottes in Person. Durch IHN haben wir Frieden mit Gott, formuliert es Paulus pointiert. Dieser Friedensschluss Gottes nimmt seinen Anfang in der Geburt des Immanuel, spiegelt sich wider in den Worten und Taten des Gottessohnes, wird vollendet am Kreuz von Golgatha und besiegelt am Ostermorgen.

Weil nun Gott zuallererst Frieden mit uns gemacht hat, können auch wir Frieden schließen: mit uns selbst, mit unserer Geschichte und unserer Situation, „zu - friedene Menschen“ werden. Und dann - aus

diesem inneren Frieden heraus - zu Friedensstiftern werden, die nicht auf ihr Recht pochen oder stur abwarten, sondern den ersten Schritt tun, das klärende Gespräch suchen, zuhören und verstehen wollen, die vergeben, statt nachzutragen, die lieben statt aufzurechnen.

Lassen wir es uns, wie die Hirten damals auf den Feldern Bethlehems, von den Engeln - mitten in den Unfrieden hinein - an diesem Weihnachten neu zurufen: „Friede auf Erden“ und dann eilend gehen und IHN finden, Gottes und unseren Frieden, im Kind in der Krippe!

Ein „fried - volles“ Christfest und Gottes segnendes Nahesein im Neuen Anno Domini 2007 wünsche ich Ihnen von Herzen,

Ihre

Elke Maihöfer

Professor Dr. Michael Herbst



## Postmoderne Lebensentwürfe Ich-AG oder Beziehungs-GmbH?

Was waren das noch für Zeiten, als Uwe Seeler ein Angebot aus Italien ablehnte, weil er doch seinen HSV nicht verlassen konnte! Heute geht ein Fußballer mit seinem Verein nur noch eine Lebensabschnittspartnerschaft ein. Bei der WM kämpft er voller Leidenschaft für das aktuelle Team, wenige Wochen später mit derselben Leidenschaft für die „Gegner“. Immer ein Unternehmer in eigener Sache. Müssen wir es nicht genauso machen?

Ich-AG, das war vom 1. Januar 2003 bis zum 30. Juni 2006 der Versuch von 380.000 deutschen Arbeitslosen, sich selbstständig zu machen und mit einem Zuschuss der Bundesagentur für Arbeit eine pfiffige unternehmerische Idee auf dem Markt zu platzieren.<sup>1</sup> Ich-AG klingt nach Initiative und Mut, nach Kreativität und Unternehmertum. Ich-AG ist aber auch Risiko, drohender Absturz und einsame Allzuständigkeit. So wird Ich-AG auch zur Chiffre für den ungesicherten postmodernen Menschen, der sein Leben selbst entwirft und wagt, groß herauskommen oder grandios scheitern kann. Er ist der einsame Seiltänzer über dem Abgrund.

Beziehungs-GmbH klingt zuerst viel freundlicher und einladender, suggeriert doch Beziehung so etwas wie Gemeinschaft und Wärme. Freilich als GmbH, mit

beschränkter Haftung. Die Gesellschafter haften nur mit ihrer Einlage, und die ist in ihrer Höhe überschaubar. Das Risiko wird beschränkt, der Vorbehalt also von Anfang an mit gesetzt: Das Ganze kann auch scheitern. Es ist eine Beziehung mit begrenztem Risiko und einkalkuliertem Scheitern.

Ist das also die Alternative: die mutige, aber auch riskante Ich-AG oder die begrenzt belastbare Beziehungs-GmbH?

### Postmoderne Lebensentwürfe

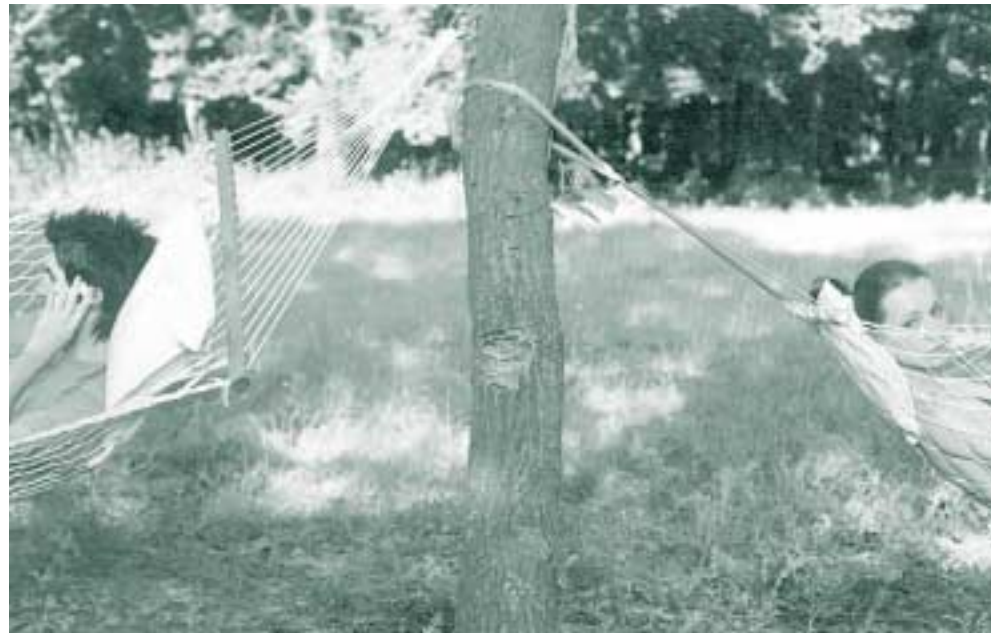
Das Herzstück der Postmoderne ist der Pluralismus.<sup>2</sup> Pluralismus postmodern ist nicht einfach Vielfalt. Pluralismus postmodern ist Vielfalt als herrschendes Prinzip. Und Vielfalt als herrschendes Prinzip bedeutet: Nichts stiftet mehr Einheit. Alles steht gleich gültig nebeneinander. Nebeneinander existieren Wahrheiten, Lebensstile, Optionen. Selbst dass es gleichzeitig vormoderne und moderne Lebensstile neben postmodernen Existenzen gibt, ist postmodern, eben plural aus Prinzip. Schauen wir uns kurz an, was das bedeutet für Wahrheit, Tradition und Beziehungen: Wahrheit wird plural. Wer den Anspruch erhebt auf Wahrheit für alle, verletzt das Grundgesetz der Postmoderne. Wahrheit je für mich, Wahrheit für die, die sich mit

mir zusammenschließen, mag es geben, aber für ein gesellschaftliches „Wir“ gibt es diese Wahrheit nicht, sondern nur das faire Nebeneinander von Wahrheiten. Ich habe ja immer nur eine, meine Perspektive. Ich kann nur aus einer, meiner Perspektive auf die Welt schauen; ich habe ja keinen Gottesstandpunkt. Jeder Wahrheitsanspruch ist darum nichts als eine weitere, meine Perspektive. Wo Wahrheit sich so pluralisiert und relativiert, werden letzte Ansprüche, endgültige Bindungen fragwürdig. Ich kann mich binden, aber zugleich weiß ich, dass das nur eine Option ist. Auch wenn ich mich ernsthaft binde, weiß ich: Andere binden sich anders, und vielleicht binde ich mich morgen auch schon anders.

Tradition zerbricht. Wo der Pluralismus prinzipiell wird, da zerbricht auch das Selbstverständliche, das Herkommen. Ich bin nicht mehr der, der irgendwo herkommt. Ich bin der, der aus vielem wählt. Und so wie ich wähle, bin ich. Aus Tradition wird Option, aus einem Ich, das gegeben ist, wird ein Ich, das sich selbst schafft, indem es wählt. Ich mache nicht nur etwas aus mir, bzw. den mir gegebenen Möglichkeiten, nein, ich mache mich. Und ich mache mich auch nicht endgültig, sondern für den Moment. Meine Wahl ist nicht für die Ewigkeit, sie ist für den Moment. Die Botschaft lautet: „Lass dir von niemandem sagen, wer du bist. Du bist, der du bist.“<sup>13</sup>

Der Psychotherapeut Rainer Funk beschreibt, wie auch Beziehungen postmodern zum Gegenstand vorläufiger Wahl werden.<sup>4</sup> Ich wähle Beziehungen, aber ich kann mir auch vorstellen, dass ich diese Beziehungen wieder beende. Funk unter-

scheidet einen eher aktiven und einen eher passiven Typus: Der aktive Postmoderne wünscht sich Beziehungen, und sein Beziehungsideal ist das Team ich-orientierter unabhängiger Lebenskünstler. Er will unabhängig sein, und auch seine Lebenspartner sollen sich wie er frei entfalten, Jeder kann für sich bestehen, aber weil es schöner ist, treffen sich autonome Wesen ab und an zu befriedigender Gemeinschaftspflege. Fürsorge und Verantwortung für andere sind bestenfalls am Rande und in Ausnahmefällen denkbar. Der eher passive Typ sucht die schützende Gemeinschaft von Menschen, die über Generationen miteinander verbunden sind. Er braucht diesen Schonraum, sucht Hilfe - aber auch er meidet Bevormundung. Beide sind bereit, der Beziehungs-GmbH den Rücken zuzukehren, wenn sie ihren erwarteten Nutzen nicht mehr erbringt oder dem Einzelnen zu viel zumutet.



Der sich selbst konstruierende Mensch, die pure Ich-AG, kann so auch zum Ideal stilisiert werden. Der coole Einzelgänger, der sich nicht groß um andere schert, wird zur Verkörperung einer nächsten Stufe der Humanevolution verklärt. So geschehen natürlich in den USA: Das Asperger-Syndrom, eine leichte Form des Autismus, wird von Gary Westphal, einem Literaturwissenschaftler aus Kalifornien, nicht mehr als therapiebedürftige Krankheit identifiziert, sondern zum anthropologischen Ideal erhoben: Menschen, die einander nicht ins Gesicht sehen können, kein Mitgefühl entwickeln, leisten mehr, sind nicht von Zuwendung abhängig, gehen zielstrebig vor. Die Empathieschwäche des Asperger-Menschen wird zur Sachlichkeit, zur absoluten Konzentration und Zielorientierung. Der „homo aspergerus“ kann sich als autistischer Messias feiern lassen.<sup>5</sup>

Bevor jetzt ein schnelles Urteil fällt, ist Vorsicht geboten. Erstens: Der Zeitgeist ist nicht im ungemütlichen „Draußen“, und wir sind unbeeindruckt „drinnen“. Der postmoderne Zeitgeist hat uns längst in den Gemeinden erfasst, und zwar nicht in irgendwelchen „anderen“, „liberalen“ Gemeinden, sondern in der „frommen Szene“. Auch das fromme Ich dreht sich häufig um sich selbst und fragt, was ihm gerade gefällt, gut tut, nützt, frommt und bequemt.

Auch das Fromme Ich ist hoch individualisiert: Es ist heute deutlich schwieriger, einen frommen Menschen verbindlich im Hauskreis oder in der Gemeinde zu beheimaten oder gar zur Mitarbeit zu gewinnen.

Und zweitens: Kein Zeitgeist ist nur böse oder gut, Christen neigen manchmal zu pauschalen Urteilen und kritisieren dann die Postmoderne als neuen Erzfeind. Postmoderne aber ist ambivalent. Ihre Stärke ist Freiheit, nahezu unendliche Freiheit, sich selbst neu zu erfinden, die Ketten des Vorgegebenen abzustreifen und zu wählen, was und wer ich sein will. Was ich wähle, ist meine Wahl. Authentisches Leben, auch authentisches Glauben wird möglich. Ich glaube nicht mehr, weil es alle vor mir schon taten. Ich kann auch korrigieren, meinem Lebensweg eine neue Richtung geben. Das ist nicht wenig.

Die Schwäche ist das Risiko: das Risiko zu scheitern, das Risiko, falsch zu wählen und sich dabei zu verfehlen und das eine Leben, diese „letzte Gelegenheit“ (Marianne Gronemeyer) zu verspielen. Eine große Unsicherheit kann überforderte „Wahlberechtigte“ ereilen. Entscheidun-

gen werden mit Vorbehalt getroffen. Beziehungen haben von Anfang an eine gewisse Brüchigkeit in sich. Hingabe an Wahrheit geschieht fast schon augenzwinkernd: Ich weiß ja, es ist alles nur Perspektive. Ein milder Nihilismus droht am Rande postmodernen Lebensgefühls.

Und noch eine Schwäche hat die Postmoderne: Sie überschätzt Freiheiten und unterschätzt Schicksale, wissenschaftlich gesprochen: Kontingenzen. Großes Glück und schweres Leid lassen die vermeintliche Selbstkonstruktion zerplatzen. Plötzlich bricht etwas in mein Leben, das ich nicht gewählt habe, dessen Realität ich aber bedingungslos anerkennen muss, das mich macht, ob ich es will oder nicht. Da wird ein Kind geboren, oder eine Krankheit zwingt mich nieder, da rast ein Auto in mich hinein, oder ich fühle unerwartet Schmetterlinge im Bauch, weil ich mich verliebe. Jetzt stellt sich die Frage, wie ich mit dem fertig werde, was mir geschickt ist und zufällt.

### Exkurs: die Euthanasiedebatte

Der postmoderne Mensch, der sein Leben selbst wählt, gestaltet und „designed“, muss natürlich die Selbstbestimmung über seinen Körper und dessen Geschick zur höchsten Norm erheben. Er macht sein Leben, dieses eine Leben, er macht es selbst und bis zum Ende. Und wenn dieses Leben brüchig wird, angewiesen auf andere, hilfs- und pflegebedürftig, dann will er selbst auch sagen können: Das ist jetzt kein Leben mehr. Die Vergötzung des irdischen Lebens schlägt dann in die Verachtung der eigenen Existenz um. Autonomie ist der höchste Wert. Endet Autonomie, weil nur Fürsorge das

Leben weiter sichern kann, dann ist es der letzte Akt des autonomen Menschen als Ich-AG, dass er dieses Leben verwirft. Und er trifft dabei auf viel Verständnis. Schließlich ist es teuer, mühsam und wenig attraktiv, den dementen Menschen, den Tumorschmerzpatienten im terminalen Stadium oder den Wachkomapatienten zu betreuen und zu pflegen. Die Beziehungs-GmbH kündigt gern dem lästigen Gesellschafter.<sup>6</sup>

### Seelsorge unter den Bedingungen der Postmoderne

Meine These lautet: Seelsorge ist Hilfe zu einem beziehungsreichen Leben in unsicherer Zeit, deren Kraft und Orientierung aus dem Evangelium von Jesus Christus stammen. Ich möchte sie mit drei Anmerkungen erläutern:

#### 1. Seelsorge in der Postmoderne bezeugt das Evangelium ohne die Stützen der christentümlichen Gesellschaft

Ein Aspekt der Postmoderne ist der Verlust der kulturellen Einheit. Unsere Gesellschaft ist nicht mehr christlich. Natürlich spielt das Christentum noch immer eine prominente Rolle, aber eben nur noch eine prominente Rolle. Dass von Jesus Christus alles ausgeht, was für Leben und Sterben nötig ist, ist darum keineswegs mehr selbstverständlich. Zwar wird noch immer, vor allem wenn großes Glück oder große Not das Leben ereilen, den Kirchen ein gewisser Vorsprung an Kompetenz zuerkannt: Sie können offenbar mit solchen Situationen etwas besser umgehen als andere. Aber es bleiben die seltenen Stunden, in denen die Menschen dann in die Kirche eilen: nach dem

11. September und vor dem Irakkrieg, nach dem schlimmen Unfall, bei der Geburt oder zur Hochzeit. Wir bezeugen das Evangelium von Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Wir tragen das Geheimnis, dass Jesus der vorzügliche Arzt unserer Seelen ist. Wir möchten Menschen helfen, mit ihrem Leben in seine Nähe zu geraten. Er hat die Kraft, Unverzeihliches zu vergeben. Er gibt Mut, unserem Leben neue, gute Richtungen zu geben. Er hilft uns, Gut und Böse zu sortieren. Von ihm kommt der Mut, Beziehungen verlässlich und dauerhaft zu gestalten. Weil er treu ist, werden wir in seiner Nähe treu. Wenn wir Menschen loslassen müssen, wissen wir ihn an ihrer und an unserer Seite. Wenn uns das Leben geprügelt hat, werden wir in seiner Nähe Trost und Heilung finden. Wenn wir uns nutzlos fühlen, zeigt er uns unsere Gaben und beteiligt uns an seiner Mission. Wenn uns das Sterben Angst macht, spricht er uns eine ganze Ewigkeit zu.

Aber das wird nicht a priori, mit dem Bonus einer unhinterfragten Wahrheit anerkannt. Wir haben das Monopol auf Wahrheit und Lebenshilfe definitiv verloren. Das ist anstrengend, aber nicht hoffnungslos. Wir stehen also wehrlos da - aber schadet das der Seelsorge? Schadet das dem Zeugnis von Jesus? Es ist doch so: Wir haben die Perspektive gewonnen, dass er der gekreuzigte und auferstandene Herr ist, Weg, Wahrheit und Leben (Joh 14,6). Wir kennen nichts anderes als ihn (1 Kor 2,2). Andere haben diese Perspektive nicht. Wir können sie auch nicht demonstrativ als wahr beweisen. Wir können sie nur bezeugen. Und der andere kann sie nur wählen. Dazwischen passiert



das Geheimnis: Der Geist Gottes ist es, der im anderen die Einsicht weckt und die Bereitschaft schafft, sich auf diese Perspektive einzulassen.

#### 2. Seelsorge in der Postmoderne ist Hilfe zum Leben in unsicherer Zeit

Die theologische Lehre von der Seelsorge hat sich sehr gewandelt. Die alten Grabenkämpfe zwischen einer eher verkündigenden Seelsorge und einer eher therapeutisch geprägten Seelsorge regen kaum noch jemanden auf. Vielmehr suchen Theologen nach einer Seelsorge, die in der Postmoderne gebraucht wird. Und eine solche Seelsorge müsste die Schwächen sowohl der verkündigenden als auch der therapeutischen Seelsorge meiden.<sup>7</sup>

Beide Schulen, so heißt es, seien viel zu sehr auf die Bewältigung von Defiziten ausgerichtet gewesen. Seit Schleiermachers Tagen ist Seelsorge nur etwas Vorübergehendes. Wer einen Mangel verspürt, der braucht sie. Ist der Mangel behoben, tritt die Seelsorge wieder zurück. Erfahrungen von Leid, Verstrickung in Sünde und Irrtümer im Glaubensleben bildeten die Trias der Defizite, derer sich die Seelsorge anzunehmen hatte.

Eine postmoderne Seelsorge muss aber mehr leisten: Sie muss das ganze Leben des Menschen im Blick haben und immer wieder auf unterschiedliche Weise Hilfe zum Leben anbieten. Das ganze Leben: auch des Menschen Glück, seine Gaben und Möglichkeiten, nicht nur seine Defizite, Leid, Schuld und Irrtum. Seelsorge muss für das komplizierte postmoderne Dasein zurüsten. Sie muss angesichts der vielen Optionen helfen, Entscheidungen zu treffen. Und sie muss angesichts der vielen Risiken Ressourcen erschließen, mit dem riskanten Leben klarzukommen. Wie wird der Mensch stark und gesund? Das ist präventiv zu fragen - Hilfe tut not, nicht erst, wenn das Kind „in den Brunnen gefallen ist“. Seelsorge ist darum lebenslange Begleitung zum gelingenden Leben und nicht nur Krisenmanagement, immer wieder braucht der postmoderne Mensch Hilfen zur Orientierung: Wie führe ich eine gute Ehe? Wie ordne ich meine Zeit? Wie erziehe ich Kinder? Wie lasse ich Kinder los und öffne ihnen dennoch immer wieder die Tür? Wie bewältige ich Druck und Stress? Wie erhalte ich meine Gesundheit?

### 3. Seelsorge in der Postmoderne ist Hilfe zu einem beziehungsreichen Leben<sup>8</sup>

Viele ältere Seelsorgemodelle kennen im Grunde nur den Einzelnen als Ratsuchenden oder als Beratenden. Sie kennen vielleicht noch die Gruppe als Erweiterung des seelsorglich-therapeutischen Potenzials. Neuere Entwürfe der Seelsorge entdecken den Menschen aber als ein Wesen, das in soziale Bezüge eingesponnen ist. Systemische Seelsorge etwa kümmert sich um das Wachstum ganzer sozialer Systeme, nicht nur des einzelnen Menschen im System.<sup>9</sup>

Andere Theologen gehen noch weiter: Sie vermissen in der Seelsorge den Bezug auf die Gemeinde, den Leib Christi als Raum und als Ressource der christlichen Seelsorge. „Gemeinde ist Seelsorge“, sagt Rudolf Bohren.<sup>10</sup>

Christian Möller schließt<sup>11</sup> an eine alte Formel von Wolfgang Trillhaas an, der Seelsorge als die „Besorgung des Leibes Christi in seinen Gliedern“ verstand.<sup>12</sup> Holger Eschmann schließt sich an diese Ansätze an: Er sieht die Gemeinde als „Wohnung des Geistes“ (Hans-Joachim Kraus) und darum als seelsorglichen Raum: als Lebensraum der Gnade, als Ort gemeinsamer Feier und als Gelegenheit zu sozialer Heiligung.<sup>13</sup> Kurzum: Die Gemeinde ist Raum und Ressource der Seelsorge, denn sie bindet den Einzelnen in eine tragfähige und belastbare Gemeinschaft ein, die zugleich heilende, stärkende Kräfte freizusetzen vermag.

Man kann durchaus von einem Ökosystem der wechselseitigen Sorge für ein gesundes Leben sprechen. Seelsorge bezieht sich auf Beziehungen und schöpft aus

Beziehungen. Ich greife auf ein Modell meines Lehrers Manfred Seitz zurück, das ich leicht variere: Manfred Seitz sieht den Menschen als ein Wesen, das nur in Beziehungen leben kann. Der Mensch ist keine Insel, sondern ein Beziehungswesen. Demnach ist die Behauptung eines autistischen Messias ebenso beängstigend wie realitätsfern. Es ist für den Menschen eben nicht gut, allein zu sein. Das einzige, was in der Schöpfungsgeschichte für „nicht gut“ erklärt wird, ist der Mann, also der ohne Gegenüber allein vor sich hinwesende Adam (Gen 2,18). Der Mensch ist auf Beziehung hin geschaffen. In Beziehung sein bedeutet leben, Tod ist absolute Beziehungslosigkeit.

Mit Manfred Seitz sehe ich den Menschen darum als vielfach Bezogenen.<sup>14</sup> Er steht in der Beziehung zu Gott, dem er sich verdankt und der das vertrauensvolle Gespräch mit ihm will. Er steht in Beziehung zur Welt, insbesondere zum Mitmenschen, den er lieben soll wie sich selbst. Die Gebote erläutern, wie diese Liebe Gestalt gewinnt und warum solche Liebe das Leben auf Erden gelingen lässt. Und er steht in einzigartiger Weise auch in einem Selbstverhältnis, insofern er mit sich selbst umgeht. Nur der Mensch kann zu seiner Seele sagen: „Lobe den Herrn, meine Seele“ (Ps 103,2). Als solches Beziehungswesen ist der Mensch gleichermaßen begabt wie begrenzt, er ist also der Welt gegenüber relativ frei, Gott gegenüber schlechthinig abhängig. Von Gott begabt, ist er dazu ausgerüstet, in Gemeinschaft mit anderen das Leben zu bestehen. Bestimmt aber ist er zum Leben in der Nähe Gottes, so wie Gott sich in Freiheit dazu bestimmt, liebevoll und

stark in der Nähe des Menschen zu sein. So ist das ganze „System“ auf Liebe ausgelegt und im Doppelgebot der Liebe das Nötige gesagt.

Es wäre jedenfalls so, wenn sich nicht der Mensch aus dieser Liebe „herausgesündigt“ hätte. Sünde ist in dieser Perspektive die Gefährdung, Beschädigung und Zerstörung der Beziehungen des Menschen. Gefährdet, beschädigt und zerstört wird die Beziehung zu Gott, und in der Folge dieses Urschadens auch die Beziehung zum Nächsten, zur Welt und zum eigenen Ich. Der Mensch wird gottlos, unbehaust, ichverloren und beziehungs-krank. Sein Gottesverhältnis wird krank, sei es, dass er Gott vergisst, sei es, dass er Gott verzweifelt sucht und in religiösen Übungen seine Gnade erwerben möchte. Ebenso erkrankt sein Verhältnis zum Nächsten. Er wird, wie es Luther unüberbietbar sagte, zum in sich verkrümmten Menschen. Dass er darin nicht untergeht, ist schon ein Akt der Gnade Gottes. Er wird von Gott trotz allem über dem Abgrund gehalten. Dass er aber wieder heil und versöhnt „in jeder Beziehung“ leben kann, ist das Ziel des Christusevangeliums. Das Entscheidende ist darum, dass er selbst in Christus verwurzelt und in der Gemeinde Christi beheimatet wird. Dass dann diese Versöhnung in jede Beziehung einzieht, ist die Arbeit der Seelsorge. Insofern ist Seelsorge das Bemühen, im Auftrag Christi dem Menschen „in jeder Beziehung“ zu helfen.

## DIE GESCHICHTE VON PAUL UND PAULA

Nehmen wir ein Beispiel. Paul und Paula sind ein Paar. Sie haben sich beim Sport kennen gelernt und ineinander verliebt. Als Menschen des 21. Jahrhunderts stehen sie damit vor einer Fülle von Aufgaben, Unsicherheiten, Nöten. Wie werden Paul und Paula mit ihrem Leben als Beziehungswesen klarkommen? Einige wenige Meilensteine ihres gemeinsamen Weges sollen aus seelsorglicher Perspektive betrachtet werden.

### Erste Dimension: Es miteinander wagen

Paul und Paula gehören zu einer nüchternen, ja ernüchterten Generation. Pauls Eltern sind geschieden. Beide kennen schon in ihrem Freundeskreis mehr als eine gescheiterte Beziehung. Paulas beste Freundin lebt mit ihrem Partner seit zwei Jahren ohne Trauschein zusammen. Pauls bester Freund macht gerade die Schmerzen einer beendeten Beziehung durch. Pauls Professor an der Uni lebt allein, obwohl er verheiratet ist; seine Frau ist Dozentin an einer anderen Uni. Das Leben verlange von allen eben Prioritäten: ohne berufliche Mobilität könne man nichts erreichen. Fast alle raten den beiden zu einer Beziehung auf Probe. Paul und Paula haben aber den Verdacht, dass das Provisorische zum Dauerzustand werden könnte. Wie viele andere in ihrer Generation sehnen sie sich nach einer dauerhaften Beziehung. Aber wer kann ihnen garantieren, dass es gut geht?

Vielleicht würden wir ihnen in einer biblisch bestimmten Seelsorge Mut machen, die „kleine Lebenswelt“<sup>15</sup> der Paarbeziehung als Raum des Überlebens zu wagen.

Paul und Paula müssten dazu Modelle gelungener Paarbeziehungen erleben: Menschen, deren Liebe Bestand hat und wächst, nicht nach Hollywoodmaximen, sondern in der wirklichen Welt, durch Schmerz, Streit, Abstoßung und Anziehung hindurch, aber auch durch stetige Pflege der Beziehung, durch Vergebung, gemeinsame Aufgaben und überraschenden Zauber. Solche Modelle haben eine stille seelsorgliche Kraft, nahezu ohne Worte. Gemeinde als Seelsorge ist der Ort der Betrachtung solcher Modelle. Da Umwelt, Medien und Familie sie nicht mehr zuverlässig liefern, kommt der Gemeinde in der Postmoderne eine große konterkulturelle Bedeutung zu.

Entscheidend ist aber die notwendige Relativierung überzogener Erwartungen:<sup>16</sup> Die emotionalen Erwartungen an den Ehepartner können ja buchstäblich in den Himmel wachsen. Er soll der Garant dafür sein, alle meine Glückserwartungen zu erfüllen. Und da können wir unersättlich sein. Im Anschluss an Jürg Willi<sup>17</sup>



fordert Zulehner die Relativierung der Ansprüche und Erwartungen an den Partner.<sup>18</sup> Paul kann für Paula nicht die Erfüllung aller Glücksansprüche sein, und Paula kann es für Paul nicht sein. „Jeder Mensch leidet unter einem utopischen Überschuss seiner Sehnsüchte. (...) Der Mensch ist eigentlich ein kleiner Terrorist in der Maßlosigkeit seiner Wünsche.“<sup>19</sup> Zulehner sieht hier noch beim Atheisten eine Erinnerung an die Gottesbedürftigkeit des Menschen. Denn Paul und Paula haben nun drei Möglichkeiten: Sie können erstens „beziehungshastig“<sup>20</sup> die Erfüllung ihrer Wünsche in immer neuen Beziehungs-GmbHs suchen. Sie können sich zweitens resigniert in der Banalität des Daseins einrichten und ihre Träume begraben. Oder sie können drittens ihre Sehnsucht in der Nähe Gottes stillen, also Ewigkeit empfangen.

Menschen, die gemeinsam unter Gott leben, erleben eine heilsame Beschränkung ihrer Ansprüche aneinander. Ich zitiere Paul Zulehner: „Ich behaupte, dass es un-

glaublich befreiend ist, mit einem Menschen in einer Partnerschaft zu leben, der die große Sehnsucht seines Herzens nicht am Lebenspartner, sondern an Gott festmacht, weil man dann endlich Mensch sein darf in dieser Partnerschaft. Wirft man dagegen seine ganze Sehnsucht auf den Partner, wird dieser total erdrückt und darf kein begrenzter, schwacher Mensch sein. Dieser Perfektionismuszwang ist eine ganz fatale Nebenwirkung unserer Gottvergessenheit.“<sup>21</sup>

### Zweite Dimension: Es mit Gott wagen

Nun ist aber diese Dimension Gottes für Paul und Paula nicht verfügbar. Paul kommt aus einem Haushalt, in dem Religion nur höchst distanziert und „bei Gelegenheit“ praktiziert wurde. In Paulas Familie war der Großvater der Letzte, der noch zur Kirche gehörte. Paula „denkt“ Gott nicht einmal. Sie hat nichts gegen Gott, aber er kommt in ihrem Horizont nicht vor.

Seelsorge bekommt hier eine missionarische Dimension. Sie bringt, wenn es gut geht, Menschen erstmals in die Nähe Jesu. Aber die Bedingungen, unter denen das gelingen kann, haben sich enorm verändert und sicherlich verschärft. Paul und Paula werden nicht ohne weiteres ein kirchliches Gebäude aufsuchen. Es müssten ihnen Menschen begegnen, die sich um sie als Menschen mühen. Es müssten Menschen da sein, die in aller Gebrochenheit etwas Gesundes ausstrahlen. Vielleicht sind es Menschen, die ihre Paarbeziehung so leben wie gerade beschrieben.

Es ist sicher eine längere geistliche Reise, die Paul und Paula antreten. „Damaskuserlebnisse“ sind in der Postmoderne viel seltener als „Emmauswege“.<sup>22</sup> Es müssten sich also Christen mit Paul und Paula auf den Weg machen. Wie Jesus bei den Jüngern auf dem Weg nach Emmaus müssten sie Paul und Paula zuhören, mit ihnen das Brot teilen und ihnen, wenn die Stunde kommt, vom Auferstandenen erzählen. Und sie müssten sich darauf einstellen, dass dieser Weg lang werden kann.

Irgendwann brauchten Paul und Paula dann auch Gemeinde. Aber es müsste eine Gemeinde sein, die sie liebt, indem sie nicht dauernd voraussetzt, was die beiden beim besten Willen nicht mitbringen können. Glaube wächst aus Gemeinschaft. Das Dazugehören kommt vor dem Glauben, in der Regel ist es nicht anders herum. Aber Paul und Paula kämen ja mit allen grundsätzlichen Wahrheitsvorbehalten, sie kämen ohne liturgisches Training, würden das „Lamm auf dem Thron“ für ein „Schaf auf dem Stuhl“ halten<sup>23</sup> und weder ein „Kyrie“ singen noch den Jakobusbrief im Neuen Testament finden. Eine Gemeinde, die die beiden liebt, käme ihnen darum kulturell weit entgegen und gönnte ihnen doch die Klarheit und Wahrheit des Evangeliums. Irgendwann werden sich Pauls und Paulas Freunde ein Herz fassen und sie herausfordern zu einem eigenen Ja, zu einer Wahl und Entscheidung für Jesus. Denn dafür, für Wahl und Entscheidung ist ja Raum in unserer postmodernen Welt. Nur: Ohne eine Gemeinschaft des Glaubens werden Menschen wie Paul und Paula schwer zum Glauben finden. Und sie werden in einer postmodernen Atmosphäre nicht ohne Gemeinde im

Glauben bleiben. Schon soziologisch ist das so: Peter L. Berger zeigt, dass Glaube in der Minderheit nur überlebt, wenn es in meinem Umfeld „signifikante andere“ gibt, die auch glauben<sup>24</sup> und mir so signalisieren: „Du, das ist nicht völlig blöd, dass du glaubst.“ Mit diesen anderen brauche ich aber regelmäßigen Austausch. Der Glaube muss immer wieder plausibel gemacht werden. Das unterscheidet ihn, so Berger, von Zahnschmerzen. Die plausibilisieren sich von selbst, der Glaube aber nicht, und darum braucht er Gemeinschaft. Wir sind eben Beziehungswesen und in Sachen Glauben sicher keine Ich-AGs.

### *Dritte Dimension: Es für andere wagen*

Einiges muss ich nun überschlagen an Pauls und Paulus Lebenslauf, etwa die Entscheidung, Kinder zu bekommen in einer „kindvergessenen Gesellschaft“ (Wolfgang Huber), etwa die Nöte, die eigene Rolle als Frau und Mann an mehreren Perfektionismusfällen vorbei zu steu-

ern. Nehmen wir also an, Paul und Paula haben Kinder, sie haben auch ihren Platz in der Gemeinde gefunden und mühen sich redlich, miteinander Ehe zu gestalten auch gegenüber den Ansprüchen des Berufs. Nun stehen sie vor einer großen Entscheidung: Welche Schule wählen wir für unser ältestes Kind? Da ist einerseits die Grundschule an der nächsten Ecke, sehr praktisch, weil nah gelegen. Paulchens Freunde vom Kindergarten werden dorthin gehen. Andererseits kennen sie die Schule: die Farbe blättert von den Wänden, der Anteil ausländischer Kinder ist hoch, der Ruf mäßig. Es gibt keine Computer, kaum Ganztagsangebote. All das bietet aber die Montessori-Schule am anderen Ende der Stadt. Freilich kostet der Schulbesuch dort Schulgeld. Und Paulchen müsste seine Kontakte völlig neu aufbauen. Was tun?

Was würde eine lebensbegleitende Seelsorge hierzu sagen? Ehrlich gesagt: Ich bin hier vorsichtig, zu vollmundig zu reden, denn wir haben zwei unserer Kinder ge-

zielt auf eine katholische Grundschule geschickt und nicht auf die Regelschule. Der Fall ist aber interessant, weil er als Modell in Robert Putnams großer Studie „Bowling Alone“<sup>25</sup> vorkommt.<sup>26</sup> Putnam fragt nach dem sozialen Kapital in Amerika. Und auch wenn vieles in dieser Studie nur in den USA Gültigkeit hat, so ist doch das Modell faszinierend. Nach Putnam gibt es nicht nur materiales und humanes Kapital, also etwa Geld und Arbeitskraft. Eine Gesellschaft braucht vielmehr soziales Kapital: Soziales Kapital besteht aus den Netzwerken von - natürlich! - Beziehungen, gegenseitiger Hilfe, Verlässlichkeit. Menschen bleiben miteinander verbunden. Ohne soziales Kapital geht eine Gesellschaft unter. Negativ formuliert: "If you don't go to somebody's funeral, they won't come to yours."<sup>27</sup> Oder positiv formuliert, wie in der Einladung zu einem Fundraising-Fest der Feuerwehr: „Come to our breakfast, we'll come to your fire.“<sup>28</sup> Allzu wörtlich ist das nicht zu nehmen, denn die angesprochene Wechselseitigkeit ist generalisiert: Die Feuerwehr kommt auch, wenn ich nicht zum Fundraising-Frühstück gehe. Aber im Prinzip funktioniert es so: Alle investieren irgendwie und irgendwo in soziales Kapital und haben Anteil an dessen Zinsen. Soziales Kapital wird nun bei Putnam extrem weit definiert: Es umfasst die Bereitschaft zu wählen, ehrenamtlich mitzuwirken, zu spenden, Nachbarn zum Grillen einzuladen, zum Gottesdienst zu gehen, einen Schwatz am Gartenzaun zu halten, mit Freunden Karten zu spielen, Fremden im Prinzip Gutes zuzutrauen, an der Ampel zu halten, sich in der Schule der eigenen Kinder zu engagieren usw. Spannend





ist nun, dass Putnam zwei Kategorien von sozialem Kapital unterscheidet: nämlich „bonding capital“ (Verbundenheitskapital) und „bridging capital“ (Brückenbaukapital). Bonding Capital schafft starke Bindungen nach innen, in einer Gruppe, hohe Loyalität und gegenseitige Unterstützung. Bridging Capital tut noch etwas mehr: Es schaut gleichermaßen auch nach außen, baut Brücken zu anderen, die nicht zur eigenen Gruppe gehören. Beide Formen von sozialem Kapital sind bedeutsam, für den Zusammenhalt einer Gesellschaft ist aber „bridging capital“ besonders wichtig.

Evangelikale Gemeinden gehören bei Putnam zu den aktiven Beziehungsnetzen. Sie haben allerdings ein Problem: Ihr soziales Kapital besteht zum größeren Teil aus „bonding capital“ und nur zum geringeren Teil aus „bridging capital“. Sie sind beziehungsstark nach innen, aber nicht nach außen. Sie aktivieren, binden die Aktivität aber im Wesentlichen im Inneren.

Das wäre im Blick auf das missionarische Wesen der Gemeinde Jesu schon ein spannendes Thema. Was aber bedeutet es für Paul, Paula und Paulchen in ihrer Schulentcheidung?

Wenn wir Seelsorge als Hilfe zu einem gesunden, beziehungsreichen Leben aus der Kraft Jesu Christi verstehen, dann könnte uns das Bild vom „sozialen Kapital“ helfen, dieser Seelsorge auch einmal folgende Richtung zu geben: Paul und Paula werden ermutigt, ihr Kind nun doch an der örtlichen Grundschule anzumelden. Sie entwickeln beinahe wie von selbst „bridging capital“. Sie werden die Bedingungen an dieser Schule nicht lassen können, wie sie sind. Vielleicht engagieren sie sich im Förderverein und sorgen für einen Computerraum. Oder sie streichen mit den anderen Elternvertretern das Klassenzimmer. Sie werden dabei aber nicht nur Kapital geben, sondern auch selbst neue Beziehungen zu ihren Nachbarn und den Eltern anderer

Kinder aufbauen. Es wird trotz aller Probleme für sie befriedigend sein zu sehen, dass sich die Schule verändert. Vielleicht werden Paul und Paula auf diese Weise auch für andere zu Zeugen Jesu, für Menschen, die sie sonst nicht kennen gelernt hätten. Sie entwickeln „bridging capital“ und erweitern dabei ihr Beziehungsnetz.

In missionarischer und in seelsorglicher Hinsicht geht es darum, dass wir von Gott als Beziehungswesen gedacht sind. Das ist die DNS der Schöpfung Gottes, der Ver-

söhnung durch Christus und des neuen Lebens in der Kraft des Geistes: Beziehung zu Gott, zum Mitmenschen und zur Welt, auch Beziehung zu uns selbst - weil wir von Gott gewollt, getragen und erlöst sind, und weil er dabei ist, unser Leben zu erneuern und zu stärken. In der Postmoderne wird Seelsorge nicht zuletzt darin bestehen, Menschen auf dem Weg vom Gesetz der Ich-AGs und Beziehungs-GmbHs zur Freiheit eines beziehungsreichen Lebens zu begleiten.



- 1 Helene Endres: Gründen Sie jetzt! DIE ZEIT Nr. 20, 11.5.2006, S. 85f
- 2 Jean-Francois Lyotard: Postmodernes Wissen, Wien 2005; Wolfgang Welsch: Unsere postmoderne Moderne, Berlin 1993
- 3 Rainer Funk: Ich und Wir. Psychoanalyse des postmodernen Menschen, München 22005, S. 55 a.a.O., S. 66.79
- 4 Dietmar Dath: Der autistische Messias. Eine neue Übermenschentheorie geistert durch das Internet. FAZ Nr. 62, 14.3.2006, S. 39
- 5 Vgl. Oliver Tolmein: Keiner stirbt für sich allein. Gütersloh 2006
- 6 Vergleiche den Überblick bei Eberhard Hauschildt: Artikel „Seelsorgelehre“, TRE 31 (1999), S. 54-74
- 7 Genauer bei: Johannes Zimmermann: Der Einzelne und die Gemeinde (Arbeitstitel). In Vorbereitung: Neukirchen-Vluyn 2006 (BEG 3)
- 8 Christoph Morgenthaler: Systemische Seelsorge. Impulse der Familien- und Systemtherapie für die kirchliche Praxis, Stuttgart, Berlin und Köln 1999
- 9 Rudolf Bohren: Gemeinde und Seelsorge. Ders.: Geist und Gericht. Arbeiten zur Praktischen Theologie, Neukirchen-Vluyn 1979, S. 129-142
- 10 Christian Möller: Seelsorglich predigen. Die parakletische Dimension von Predigt, Seelsorge und Gemeinde, Göttingen 1990
- 11 Wolfgang Trillhaas: Der Dienst der Kirche am Menschen. Pastoraltheologie, München 1950, besonders S. 69-80 und S. 87-96
- 12 Holger Eschmann: Theologie der Seelsorge. Grundlagen - Konkretionen - Perspektiven, Neukirchen-Vluyn 22002, S. 224f
- 13 Manfred Seitz: Aufgaben und Möglichkeiten kirchlicher Seelsorge heute, in: Ders.: Erneuerung der Gemeinde. Gemeindeaufbau und Spiritualität, Göttingen 1984, S. 170-180
- 14 Paul Zulehner: Kleine Lebenswelten. Zur Kultur der Beziehungen zwischen Mann und Frau, Paderborn 1994
- 15 Paul Zulehner, a.a.O., S. 34-36: „Areligiöse Überforderung“
- 16 Jürg Willi: Koevolution. Die Kunst gemeinsamen Wachstums. Reinbek 1985
- 17 Paul Zulehner, a.a.O., S. 46-48
- 18 a.a.O., S. 35
- 19 a.a.O.
- 20 a.a.O., S. 47
- 21 Lk 24,13-35.
- 22 So Christina Riecke beim Willow-Creek-Kongress 2005 in Braunschweig
- 23 Subjektive Sinnwelten brauchen eine Plausibilitätsstruktur. Vgl. Peter L. Berger und Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit. Frankfurt/Main 2004, S. 157-174
- 24 Robert Putnam: Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community. New York 2000
- 25 a.a.O., S. 289
- 26 a.a.O., S. 20
- 27 a.a.O., S. 21

(Der Abdruck erfolgte mit freundlicher Genehmigung von Psychotherapie & Seelsorge. Magazin der Akademie für Psychotherapie und Seelsorge, Heft Nr. 3/2006 "Ich und Wir", S. 4ff.)

Dr. Christel Hausding



## Unser Miteinander in der Gemeinde

Als ich vor vielen Jahren zum ersten Mal in eine lebendige Gemeinde kam, hat mir vor allem Eindruck gemacht, wie die Leute miteinander umgingen. Ich erlebte ein starkes *Zusammengehörigkeitsgefühl*. Sie sind füreinander eingetreten und haben sich gegenseitig geholfen, z.B. beim Umzug oder bei Prüfungsvorbereitungen. Das war jedes Mal eine richtige Fete. So haben einmal einige eine ganze Nacht durchgearbeitet, damit eine angehende Lehrerin ihre Examenstunde noch fertig bekam. Mir fiel auch auf, dass niemand sich auf Kosten anderer profilierte. Das Gemeinsame stand im Vordergrund. Wenn jemand etwas verpatzt hatte, bemühten sich die anderen, es wieder auszubügeln. Da wurde nicht lange der Fehler beklagt, sondern es ging darum, dass die Arbeit möglichst ungestört weitergehen konnte. Wir waren zielorientiert.

Es war ein schönes Miteinander, ein ausgeprägtes Wir-Gefühl. Das fand ich damals sehr anziehend und überzeugend. Da wollte ich gerne dazugehören. „Seht, wie lieb sie einander haben.“ Das konnte man dort erleben, und es war die Grundlage dafür, dass die Botschaft von Jesus mich angesprochen und überzeugt hat. Dort bin ich zum Glauben gekommen. – Probleme gab es natürlich auch. Das habe ich spätestens gemerkt, als ich selber Verantwortung übernahm.

Der *Umgang miteinander* spielt eine entscheidende Rolle dafür, ob wir uns in einer Gemeinde zu Hause fühlen und gerne dazu gehören, und natürlich auch für die Ausstrahlung der Gemeinde nach außen. Wir denken viel an Programmen und Veranstaltungen herum, wie wir Menschen erreichen und sie in die Gemeinde integrieren können, was wir anbieten sollen und wie wir einladen können. Das hat alles seine Bedeutung. Aber für die weitere Entwicklung dürfte noch wesentlich entscheidender sein, ob unser Miteinander als solches einladend ist. Ein ansprechen-



der Gemeindebrief und pfiffige Einladungszettel haben ihren Stellenwert, aber die wirkungsvollste Öffentlichkeitsarbeit sind wir selber. Als ich einmal über dieses Thema referierte, fragte mich hinterher eine Frau: „Woher kennen Sie denn unsere Probleme?“ Ich kannte sie nicht. Niemand hatte mich vorher eingeweiht. Aber manches trifft man beinahe in jeder Gemeinde an.

*Glauben* ist seinem Wesen nach Beziehung, Beziehung zu Gott und *Beziehung* zu anderen Menschen. Gott selbst hat es so eingerichtet, dass Leben und Entwicklung sich in *Beziehungen* vollziehen. Als Menschen, die Jesus Christus begegnet sind und mit ihm leben wollen, sind wir zugleich auch Glieder dieses Leibes, seiner Gemeinde. Das Haupt ist Christus. Er selbst hat uns in seine Gemeinde eingefügt und mit den anderen zusammengeführt. In dieser Gemeinschaft herrschen

gute *Wachstumsbedingungen* für jedes einzelne Mitglied. Einander annehmen, vergeben, Liebe üben – das geht nur im *Miteinander*. Gott will, dass Christus in uns Gestalt gewinnt und wir seinem Wesen ähnlicher werden. Das ist ein lebenslanger Prozess. Wir sollen *lieben lernen*, Gott und unseren Nächsten, und dazu brauchen wir die anderen. In unseren Beziehungen untereinander haben wir es also immer zugleich mit Gott zu tun.

Wo wir miteinander in Beziehung treten, miteinander leben und arbeiten, da reibt es gelegentlich auch. Das ist völlig normal. *Konflikte* gehören zum Zusammenleben. Das sollte uns nicht irritieren. Wir sollten nicht denken: O Schreck, wir haben ein Problem. Das dürfte doch gar nicht sein! – Wir sind allesamt *Sünder*, begnadigte Sünder zwar, aber wir bleiben unser Leben lang unvollkommene Menschen. Rechnen wir lieber damit, dass wir alle unsere Eigenheiten und „Macken“ haben. Das entspricht einfach der Realität.

Ein Problem kann sein, dass wir innerhalb der Gemeinde zu *hohe Erwartungen* aneinander haben. Wir wissen, *wie es sein sollte*. Ein Christ müsste doch eigentlich – immer ehrlich sein, zuverlässig, hilfsbereit, selbstlos.... Ja sicher, in diese Richtung wollen wir gehen, aber wir sind noch nicht am Ziel. Vollkommen werden wir erst in der Ewigkeit bei Gott. Hier haben wir es noch mit lauter *unvollkommenen Menschen* zu tun – die sind so wie ich. Zu hohe Erwartungen führen zwangsläufig dazu, dass wir immer wieder enttäuscht werden. Bleiben wir also realistisch.

Schon die schlichte Tatsache, dass wir *verschieden* sind, ist eine dauernde Herausforderung. Aber das ist Gottes Absicht.

Er hat die verschiedenen Menschen zusammengebracht und er hat mir diesen Platz angewiesen. Das muss ich mir immer wieder klarmachen. Das ist wie in der *Familie*, wo ich mir die Verwandtschaft auch nicht aussuchen kann. Ob die Tante Adelheid mir nun liegt oder nicht - sie ist meine Tante!

In jeder Gemeinde oder Gruppe gibt es sehr verschiedene Charaktere, die uns nie alle liegen. Der Umgang mit *Menschen, die anders sind als wir selbst*, macht uns immer Mühe. Es kostet Kraft, die Unterschiede zu überbrücken. Ob diese nun im Temperament liegen: hier die Raschen, da die Bedächtigen, hier die Nüchtern-Sachlichen und da die Emotionalen, Kreativen, oder im geistigen Niveau: der eine begreift schneller als der andere. Jede Verschiedenheit macht, dass wir aneinander leiden!

So gibt es typische Konflikte zwischen *Bewegern und Bewahrern*. Die einen wollen immer wieder etwas Neues ausprobieren, neue Methoden, neue Programme, um die Gemeinde voranzubringen: *Nur was sich verändert, bleibt*. Andere setzen dagegen auf das Bewährte. Wenn wir die Gottesdienstzeit ändern oder die -gestaltung, moderne Musik und neue Lieder einführen, dann verprellen wir gerade die treuen Mitglieder! Das darf nicht sein. Und die Lieder von Paul Gerhardt sind doch so gehaltvoll, da kommen die modernen gar nicht mit.

Alle Verschiedenheit macht uns Mühe. Aber im Grunde ist uns auch klar, dass wir die anderen brauchen. Jeder von uns hat nicht nur Gaben, sondern auch seine Grenzen. Und weil ich manches eben nicht kann, brauche ich dringend Ergänzung. Welch eine Armut und Engführung wäre das, wenn alle so wären wie ich! Dann müsste vieles brachliegen. Die Gemeinde braucht diese *Vielfalt* der Charaktere und Gaben und der einzelne braucht sie auch. Wenn es uns gelingt, die Unterschiede als *Bereicherung* für die Gemeinschaft anzusehen, dann können wir besser damit umgehen.

Wenn wir den, der ganz anders denkt, wirklich verstehen wollen; die, die uns durch ihre Art ärgert und reizt, annehmen wollen, dann kommen wir an *unsere* Grenzen. Und gerade darin liegt ein Wachstumsanreiz! So können wir über uns hinauswachsen.

Auch Christen finden einander nicht immer nur sympathisch, da unterscheiden wir uns gar nicht von anderen. Aber wenn es stimmt, dass *'die Liebe Gottes ausgegossen ist in unser Herz durch den heiligen Geist'* (Rö 5,5), dann kann ich erwarten, dass Gott mich befähigt, mit dem anderen zurechtzukommen. Ich bin nicht nur auf meine Möglichkeiten angewiesen. Gott kann mich begaben mit Verständnis, Toleranz, Geduld, Liebe. Und ich erbitte und erwarte, dass er das tut. Wir sollen nicht ausweichen und den bequemeren Weg gehen, sondern lernen, zu vergeben und den anderen zu achten und immer wieder Brücken zu bauen.

Wir sprechen von *Geduld üben, Liebe üben*. Darin klingt auch an, dass erst die Wiederholung, das Immer-aufs-Neue uns weiterbringt. Das kostet uns etwas, aber es bringt auch etwas. Wo wir den anderen als eine von Gott gegebene Aufgabe annehmen, da ärgern wir uns schon viel weniger über ihn. Aber diese Perspektive will immer wieder errungen werden! Ich soll dem anderen mit meinen Gaben dienen und Gott handelt durch ihn an mir. Gott feilt an meinem Charakter durch die Geschwister im Glauben. So wie Diamanten nur mit Diamanten geschliffen werden können. Ich bekomme in der Gemeinde ein kostenloses Training für meine Persönlichkeit und meine sozialen Kompetenzen. Ist das ist nicht genial? Dafür zahlen Firmen heute sehr viel Geld.

Entscheidend ist, dass wir uns *der Gemeinschaft stellen* und an ihr festhalten, auch wenn es oft schwierig ist. Gott selbst hält seiner Gemeinde die Treue, dann habe ich doch nicht das Recht aufzugeben. Gott hält zu uns. Er liebt uns, trotz allem, und will uns weiterbringen. Bekanntlich wächst man gerade an den Schwierigkeiten. Also bleiben wir dran!

An *einer* Stelle muss diese Gemeinschaft für uns *konkret erfahrbar* werden. Das kann in einem Haus- oder Bibelgesprächskreis sein, einem Mitarbeiterteam, einer Besuchsdienstgruppe.... Wir brauchen eine überschaubare Gemeinschaft, wo engere Beziehungen und Anteilnahme möglich sind. Wir werden uns als Christen nur weiterentwickeln, wachsen, wenn wir 'angewachsen' sind am Leib, wenn es lebendige Austauschbeziehungen gibt zum Haupt und zu den anderen Gliedern.

Auf diese Verbindlichkeit lassen sich heutzutage nur wenige ein. Als Individualisten gehen wir diesen Wachstumsanreizen gern aus dem Weg, weil es bequemer und einfacher ist.

Wie gehen wir nun mit Uneinigkeit und *strittigen* Fragen um? Oft geht es nur um eine Entscheidung. Zunächst werden Argumente ausgetauscht und da sollte man *gut zuhören*. Die anderen bringen andere Gedanken und Sichtweisen ein. Hier geht es fast nie um letzte Wahrheiten! In den allermeisten Fällen gibt es kein richtig oder falsch, sondern nur eine bessere und eine schlechtere Lösung. Da wir die vollkommene Einsicht hier noch nicht haben, sehen einzelne Menschen die Sache verschieden, und wenn man weiterkommen will, gibt es nur die Möglichkeit der Mehrheitsentscheidung. Da ist die Fähigkeit zum *Kompromiss* gefordert. Aber dann ist es wichtig, dass *alle* diese Entscheidung mittragen – auch diejenigen, die es ursprünglich anders wollten. Und mittragen bedeutet, sich aktiv dafür einzusetzen und die Sache nach außen gemeinsam zu vertreten. Es entsteht viel Verdruss, wenn einzelne sich nachher distanzieren: *„Ich wollte das ja nicht“* oder selber nun nicht mitmachen. So ein nachträgliches Infragestellen verdirbt die Atmosphäre und zerreibt Kräfte. Auf einmal arbeiten wir gegeneinander. Überhaupt sollten wir uns immer wieder die Frage stellen: *„Was baut auf?“* - den anderen Menschen und das gemeinsame Vorhaben - und was hindert oder reißt sogar ein?



*Miteinander reden, nicht übereinander!*  
Wenn es ein Problem gibt, einen Anstoß, dann sollten wir unbedingt miteinander reden. Das fällt schwer. Man hat die Sorge, sich den Mund zu verbrennen, und dann könnte alles noch schlimmer werden. Es ist wirklich heikel. Aber wir müssen damit rechnen, dass ein Problem, ein Ärgernis, sich normalerweise nicht von allein löst, sondern viel eher die Tendenz hat, sich auszubreiten und immer weitere Kreise zu ziehen.

Als Christen sollen wir als *Versöhnte* miteinander leben. „Selig sind, die Frieden stiften“, selig sind, die sich aktiv darum bemühen, Konflikte zu lösen. Das ist Arbeit. Das macht Mühe. Die Fähigkeit, Frieden zu stiften gehört zu den wichtigsten überhaupt. Leider hat kaum jemand von uns gelernt, wie man das macht. Trotzdem sollen wir die Initiative ergreifen, und zwar ganz gleich, ob wir selber den Konflikt verursacht haben oder nicht. Aber dann: Sprechen Sie zuerst mit Gott darüber, auch mehrmals, bevor Sie mit der betreffenden Person sprechen. Dann sollte man die Angelegenheit nicht auf die lange Bank schieben, sondern möglichst bald ein *Gespräch* herbeiführen. Wenn wir Wochen verstreichen lassen,

ehe wir ein schwieriges Verhalten zur Sprache bringen, dann erinnert sich der Betroffene vielleicht kaum noch daran. Da lässt sich kaum noch etwas klären. Und zum anderen entsteht, wenn man bis zur Bereinigung eines Missstands viel Zeit vergehen lässt, ein Klima der Unsicherheit. Man weiß nie, ob noch irgendwas im Busch ist. Baldige Klärung tut gut. Sollten wir hinzugezogen werden, wo zwei miteinander im Streit liegen, dann ist es natürlich unabdingbar, beide Seiten zu hören. Es ist schon bemerkenswert, wie unterschiedlich sich dieselbe Angelegenheit aus dem Mund verschiedener Personen anhört! Sie sehen das aus völlig unterschiedlicher Perspektive. Jeder hat seine eigene Wahrheit. Wichtig ist zu verstehen, ob es sich um einen *Sachkonflikt* oder einen *Beziehungskonflikt* handelt. Viele scheinbare Sachkonflikte sind eigentlich Beziehungskonflikte. Unterschwellig wirken Verletzungen aus einer früheren Begegnung weiter. Oder es geht um Nachtrauen, Neid oder Machtstreben.

Grundsätzlich müssen wir versuchen, uns in den andern *einzu fühlen* und seine Sicht der Dinge zu verstehen. Seinen Ärger oder seine Zweifel dürfen wir nicht herunterspielen. Vorsicht: nicht ich bin hier der Maßstab! Nur weil ich etwas nicht fürchte, ist die Furcht des anderen doch nicht ungerechtfertigt. Vielleicht habe ich Möglichkeiten, ein Problem zu bewältigen, die dem anderen nicht zur Verfügung stehen. Er aber muss es selbst lösen, bzw. damit leben, das kann ich nicht für ihn tun.

In jeder Gemeinde und in jeder Gruppe gibt es Menschen – meistens mehrere –, die wir als schwierig empfinden. Diese Menschen haben besondere emotionale Bedürfnisse, eine tiefe Unsicherheit, vielleicht auch störende Verhaltensweisen oder geringe soziale Kompetenz. Es sind Menschen, die eine *Extraportion Barmherzigkeit* brauchen. Gott hat sie in unsere Mitte gebracht, weil sie die Gemeinschaft brauchen, aber wohl auch, weil **wir** sie brauchen.

*Ein Schlüssel im Umgang* mit ihnen ist, zu verstehen, woher diese Menschen kommen und welche Erfahrungen sie mitbringen. Wenn ich mich mit jemandem in der Gemeinde schwer getan habe und die Person im Grunde nicht leiden konnte, war ich schon mehr als einmal beschämt, wenn ich dann ihre *Lebenssituation* kennen lernte oder ihre persönliche Geschichte. Der Vater Alkoholiker, die Eltern geschieden, oder die Schwester in jungen Jahren an Leukämie erkrankt und jahrelang drehte sich alles um dieses kranke Kind. Das andere lief nur so mit. Die Abwesenheit der Eltern, die Kränkung durch Nichtbeachtung war bis heute nicht verwunden.

Wenn man solches erfährt, sieht man den Menschen mit anderen Augen, wird man barmherzig und ist bereit, ihm „mildernde Umstände“ zu gewähren, wenn er sich manchmal etwas seltsam oder aufdringlich verhält. Dazu ist es aber nötig, diesem Menschen offen zu begegnen und ihm näher zu kommen.

In vielen *persönlichen Konflikten* spielen frühere *Erfahrungen* und *Verletzungen* eine Rolle. Aus der aktuellen Situation heraus ist überhaupt nicht zu verstehen,

warum jemand jetzt so reagiert. Da wirken erlernte Verhaltensmuster, Erfahrungen und Prägungen, die uns meist nicht bewusst sind. Es kann mitunter hilfreich sein, einen Nichtbeteiligten hinzuzuziehen. Dem Außenstehenden fällt es leichter, einen klaren Blick zu bewahren und zwischen den Kontrahenten zu vermitteln.

Miteinander reden ist ganz wichtig, ohne das Gespräch läuft nichts, aber es ist auch *kein Allheilmittel*. Es gibt Menschen, die sind nicht nur kompliziert, sie gefallen sich auch darin. Sie brauchen ihre Probleme, weil ihre Lasten und das Klagen für sie (anscheinend) die einzige Möglichkeit sind, von anderen beachtet zu werden, Aufmerksamkeit und Mitgefühl zu bekommen. Da das vordergründige eben nicht das eigentliche Problem ist, kann man endlos reden, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Und ehe eine Angelegenheit geklärt ist, gibt es schon wieder neue Probleme. Da könnte man ohne Ende Gespräche zur Klärung und Konfliktlösung führen – und hätte für nichts anderes mehr Zeit. Wenn jemand sich unbedingt ärgern will, sich zurückgesetzt oder schlecht behandelt fühlt (für seine Gefühle ist jeder selbst verantwortlich), dann werden Sie das nicht verhindern können. Es sei denn, die Person leidet irgendwann so sehr an sich selbst, dass *sie selbst* etwas verändern will und bereit wird, sich helfen zu lassen. Hier ist Seelsorge und/oder Beratung nötig. Einstweilen müssen wir den Menschen einfach so nehmen, wie er ist.

Also miteinander und nicht *übereinander* reden. Das passiert, wenn wir zusammen sind, leider immer wieder. Aber es muss

uns klar sein, dass dadurch *Vertrauen zerstört* wird. Gerede verursacht immer Verletzungen und Spaltung. Es zerstört Gemeinschaft. Wie gesagt, es passiert, aber dann sollten wir alles daransetzen, das Übel einzudämmen. Wenn wir in dieses Fahrwasser geraten und anfangen, über Abwesende zu reden, dann sollte der erste, der es merkt, den Mut haben, „Stopp“ zu sagen, „wir wollten doch nicht über Abwesende reden.“ Klatsch und Tratsch wollen wir nicht weiter tragen.

Eine subtile Form des Übereinanderredens kann die Weitergabe von *Gebetsanliegen* sein. „Weißt Du schon, dass es bei Liz und Franz in der Ehe knirscht? Wir sollten dafür beten.“ – Ob man die Not eines Menschen überhaupt in einen Gebetskreis einbringt und wie konkret man dabei werden darf, das muss in jedem Fall mit dem Betroffenen selbst geklärt werden. Also nie ohne sein Einverständnis! Sonst outet man ihn ja mit seinen Problemen. Und so gerät die wertvolle *Fürbitte* leicht zur Infobörse für allzu Intimes. Das darf nicht passieren. Sensationslust hat hier nichts zu suchen.

Ein anderes Problem im Miteinander liegt darin, dass wir die Menschen gern in *Schubladen* stecken. Wir haben mit so vielen Leuten zu tun, da wird es einfacher, wenn wir sie mit einem *Etikett* versehen. Dieser Zauderer mit seinen ewigen Bedenken, die Frau mit ihrem flotten Mundwerk, der Macher..., damit reduzieren wir den Menschen auf eine einzige Eigenschaft. Und *wir legen ihn fest*. Überlegen Sie doch: Gestatten wir einem ändern eigentlich noch, dass er sich ändert? Lassen wir jemanden aus der Schublade, in die wir ihn einmal hineingesteckt haben?

Theoretisch rechnen wir doch damit, dass Jesus Menschen verändert, dass wir als Christen im Glauben wachsen und uns weiterentwickeln. Eigentlich sollte das so sein, und eigentlich glauben wir das. Aber rechnen wir wirklich mit Veränderung? Vielleicht ist der andere ja längst unterwegs, seine hartnäckigen Bedenken zu überwinden und übt sich in Zuversicht. Oder die Quasseltante leidet an sich selber, weil ihr Kommunikationsdrang schon öfter Verwirrung gestiftet oder jemanden verletzt hat. Und nun bemüht sie sich ernsthaft, ihre Zunge im Zaum zu halten. Sollte sich da nichts ändern können?

Wir haben es mit einem Gott zu tun, der immerhin einen *Saulus* überwunden und aus ihm einen *Paulus* gemacht hat. Er hat aus dem voreiligen und unsteten *Petrus* einen gestandenen Gemeindeleiter gemacht. Und derselbe Herr handelt heute unter uns, er handelt an mir und an den Geschwistern in der Gemeinde. Gott verändert Menschen, dass sie reife und bewährte Christenmenschen werden. Also gestehen wir anderen zu, dass sie sich ändern. Wir wollen selber doch auch, dass andere uns hier und jetzt wahrnehmen und uns nicht immer wieder bei dem behaften, was früher einmal war. Das ist ausgesprochen lieblos und es blockiert jede Entwicklung. Die frohe Botschaft lautet: Veränderung ist möglich!

Eine weitere Klippe besteht darin, dass wir ständig *interpretieren*, was wir beobachten. Das geschieht meist unbewusst. Wir meinen, wir würden nur beobachten, was abläuft, aber wir deuten immer auch das Verhalten der anderen. Und das halten wir für *Tatsachen*. „Der tut das nur,

weil er gern vorne dabei ist und sich in Szene setzen will.“ „Die zieht sich zurück, weil sie beleidigt ist.“ Woher wissen Sie das? Tatsache ist, die Frau war bei einer Veranstaltung nicht dabei. Das ist objektiv feststellbar. Aber wissen Sie, warum? Das ist reine Vermutung. Wir deuten immerzu, was wir sehen. Das muss man sich bewusst machen, und zwar immer wieder. *Achtung, es könnte auch ganz anders sein!* Vielleicht war es nicht Gleichgültigkeit oder mangelnde Zuverlässigkeit, es könnte ja auch einen konkreten Hinderungsgrund geben. So lebt es sich viel leichter. – Trotzdem werden wir uns das Deuten nicht abgewöhnen können. Und deshalb werden wir schon bald das nächste Mal hereinfallen. Aber dann gelingt es vielleicht, rascher umzudenken und anderen Erklärungen Raum zu geben. Ich möchte lernen, Gutes vom anderen zu denken und immer zunächst das Beste anzunehmen – bis zum Beweis des Gegenteils.

Darin sind wir uns sicher einig: Gemeinschaft wäre gar nicht schwer, wenn nur der andere anders wär! Der andere ist das Problem. Das ist schon seit Adam und Eva so. Nur wird der andere das genauso sehen! Deshalb sollten wir mal einen Schritt zurücktreten und uns selber betrachten. *Was bedeutet mein Verhalten für die anderen? Wie kommt mein Verhalten bei ihnen an?*

So wie wir selber wünschen, dass andere zuverlässig sind; das, was sie zugesagt haben, auch einhalten, pünktlich erscheinen, so schätzen andere genau das an uns. „*Was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch.*“ (Mt 7,12) Was wir von anderen erwarten, das sollten wir selber auch tun.

Wenn ich etwas nicht mache, passiert manchmal einfach nichts, aber es gibt auch Aufgaben, die dann notgedrungen jemand anders übernehmen muss. Wenn ich nicht erscheine, muss irgendjemand diese Arbeit noch zusätzlich machen. Achten wir darauf, wo wir anderen zusätzliche Arbeit aufbürden! – Generell kann man beobachten, dass in der Gemeinde immer weniger Leute immer mehr tun. Die meisten kommen als Besucher und lassen sich bedienen und die Bereitwilligen werden immer stärker in Anspruch genommen.

Wenn das eigentliche Programm vorbei ist, wer kehrt dann noch aus? Wer spült? Alle möchten jetzt gerne nach Haus. Wir mögen es doch nicht, wenn manche sich verdrücken, also verdrücken wir uns auch nicht und packen eben noch mit an. Mit jedem, der da bleibt, ist die Arbeit schneller erledigt.

*Zuspätkommen* ist ein leidiges Thema. Es kann mal passieren, aber bei manchen ist es eine Art Markenzeichen – sie kommen fast regelmäßig zu spät. Das ist eine Missachtung derer, die pünktlich da sind und nun warten müssen. Und wenn man dann noch, statt zuzuhören und still hineinzufinden, Fragen stellt und die schon be-



sprochenen Punkte wieder neu aufrollt, dann stört und verzögert man die ganze Sitzung. Unsere Zeit ist wertvoll. Deshalb gilt: *Du sollst deinem Nächsten nicht die Zeit stehlen!* - Gleiches geschieht, wenn man ein Arbeitstreffen schlecht vorbereitet hat. Das muss man sich mal vorstellen: Wenn in einem Mitarbeiterkreis mit zwölf Teilnehmern *eine* Stunde einfach vertan wird, dann sind 12 Stunden von qualifizierten Leuten vergeudet, das sind anderthalb Arbeitstage! Wer kann das verantworten?

*Termine und sonstige Vorgaben* sollten wir genau einhalten. Mein Mann macht die Redaktion für den Gemeindebrief. Er sammelt die Beiträge und macht das druckfertige Layout. Jedes Mal, aber wirklich jedes Mal, kommen noch Beiträge nach Redaktionsschluss. Den Termin hatte er aber mit Bedacht festgesetzt - ein paar Tage bevor das Werk in die Druckerei muss. Einige Tage braucht er schon - er hat ja auch noch einen Beruf und ein paar andere Pflichten und muss sich die Arbeit einteilen. Dieser Termin wird von manchen nur als grober Anhaltspunkt betrachtet. Wenn der Tag da ist, kommen sie langsam in Gang. Sollte ihr Beitrag aber nicht mehr aufgenommen werden, sind sie tödlich beleidigt und wollen nicht mehr mitmachen. - Was bedeutet unser Verhalten für andere? Was tun wir ihnen an?

Jeder, der größere *Veranstaltungen* oder Freizeiten durchführt, leidet darunter, dass die Leute sich immer kurzfristiger anmelden. Sie wollen sich noch nicht festlegen, sondern warten ab, was sonst noch läuft. Und wir können nicht sinnvoll planen. Es ist doch ein Unterschied, ob 17

auf die Freizeit mitgehen oder 40, ob zu einem Frauenfrühstück 20 kommen oder 80. Diese Frühstückstreffen sind manchmal völlig unkalkulierbar, aber jede, die kommt, sieht es eben aus ihrer Perspektive. Sie möchte natürlich ein ordentliches Frühstück haben und nicht das letzte trockene Brötchen. Wenn andererseits allzu viele Reste bleiben, ist das unnötige Verschwendung. Manches kann man nicht mehr weiterverwenden. Für die Verantwortlichen ist das ein erheblicher und völlig unnötiger Stress.

Wir helfen also den Verantwortlichen sehr, wenn wir uns frühzeitig anmelden und *unsere Zusage* dann auch *einhalten* - als Teilnehmer und erst recht als Mitarbeiter. Es mag sein, dass bis zu jenem Tag noch eine reizvolle Alternative auftaucht, aber dann halten wir an dem fest, was wir zugesagt haben. „Was du nicht willst, das man dir tu...“ In unserer Zuverlässigkeit äußert sich Liebe zu den Geschwistern und Wertschätzung für andere. *Verbindlichkeit* tut uns selber gut, und sie tut den anderen wohl!

Wir sind heute ausgesprochen *anspruchsvoll*. Wir meinen, berechnete Ansprüche zu haben an Staat und Kommune, unsere Wohnung, den Urlaub, Dienstleistungen.... In gleicher Weise stellen wir eben auch Ansprüche an unsere Gemeinde. Und wir sind *defizitorientiert*, d.h. uns fallen immer als erstes die Mängel ins Auge. Wir merken sofort, was man hätte besser machen können. Ich glaube, dass wir durch das Fernsehen verdorben sind. Hier erleben wir allabendlich perfekte Inszenierungen und absolut gekonnte Moderation.

Das prägt unsere Maßstäbe. Wir sind verwöhnt. Und dem gegenüber fällt in der Gemeinde alles und alle, die sich dort mühen, deutlich ab. Nicht die Gemeinde, sondern der Maßstab ist in Frage zu stellen! Ich selber würde dem ja auch nicht genügen.

Wir wollen doch miteinander einen Ort schaffen, wo Menschen *das Evangelium hören und gelebte Gemeinschaft von Christen* erfahren. Was trägt dazu bei? Was baut auf? Ein gutes Wort baut auf. Ermutigung, Lob, Anerkennung für das, was gut gelaufen und gut gelungen ist. Vergessen Sie das schwäbische Prinzip „Nicht geschimpft ist genug gelobt“. Das ist biblisch nicht haltbar! Tun Sie den Brüdern und Schwestern, vor allem den Mitarbeitern, etwas Gutes und bauen Sie sie auf! Kritisiert wird schon genug! Diese Stimmen brauchen wir nicht noch zu verstärken. Stattdessen sollten wir dankbar auf die guten Ansätze achten und sehen, wie wir die weiterentwickeln können. Sollte tatsächlich einmal *Kritik* unumgänglich sein, dann ist darauf zu achten, dass sie differenziert geschieht und nicht verallgemeinert. Wie rasch sind wir bei Pauschalurteilen! Damit greifen wir die Person an, anstatt uns auf die Sache zu konzentrieren. Es geht darum, das Kritikwürdige auf den Punkt zu bringen. Wer zugleich auch das Positive im Blick behält und dafür ein Lob aussprechen kann, macht es dem Betroffenen viel leichter, auch die Kritik anzunehmen.

Im Gespräch Wertschätzung zeigen. Da gilt es, allumfassende Aussagen zu vermeiden: „*Immer* kommst Du zu spät. - *Nie* räumt ihr hinterher auf.“ Das stimmt doch so gar nicht. Mit solchen Rundumschlä-

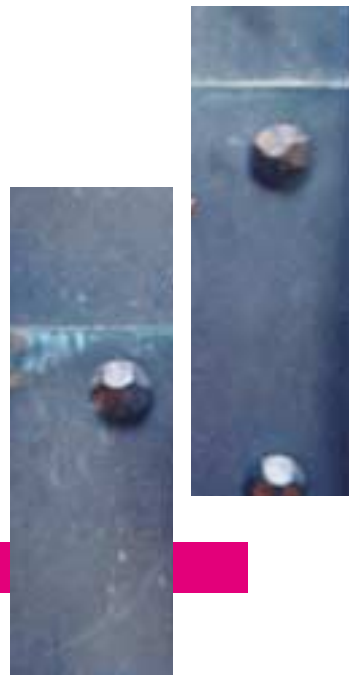
gen setzt man sich selber ins Unrecht. Statt Aussagen über den anderen zu machen, ist es viel besser, wenn wir von uns selber reden, Ich-Botschaften statt Du-Botschaften senden. „Ich empfinde es als störend, wenn ....Ich bin ganz unsicher, wenn ich nicht weiß, ob ihr die Sache in die Hand nehmt.“ Wenn ich von mir rede, braucht der andere sich nicht gleich angegriffen zu fühlen. Ich gebe das Signal: Es gibt ein Problem, und nun wollen wir es gemeinsam lösen. So wird der andere nicht in die Enge getrieben und wird deshalb eher zugänglich für Veränderungen sein.

Letztlich wird aber alles darauf ankommen, ob wir die Gewissheit haben, dass Jesus Christus uns berufen und er uns Gaben und Aufgaben gab, ob wir durch die Beziehung zu ihm ein *gemeinsames Ziel* haben. Beim Bau eines großen Domes, ging ein Mann über die Baustelle und fragte einen Arbeiter, was er da tue. Der antwortete: „Du siehst doch, ich klopfe Steine.“ Dann sah er einen anderen und stellte ihm dieselbe Frage. Der antwortete: „Ich muss meine Familie ernähren.“ Und schließlich fragte er noch einen dritten. Dieser antwortete: „Ich baue eine Kathedrale.“ Alle arbeiten an demselben Werk, aber mit völlig unterschiedlicher Perspektive.

Wie sehen wir unsere *Mitarbeit in der Gemeinde*? Werkeln wir so vor uns hin und sehen nicht über unseren kleinen Bereich hinaus? So sehen wir weder das Ziel des Ganzen, noch was die anderen tun. Der, der die Familie erwähnt, denkt immerhin an den Zweck seines Tuns. Dient unsere Mitarbeit einem persönlichen Zweck? Das

ist gewiss nichts Ehrenrühriges. Natürlich haben wir selber einen Gewinn davon. Wir können bei der Mitarbeit am Reich Gottes unsere Fähigkeiten entwickeln und wir erleben Gemeinschaft. Das sind wichtige Aspekte, aber der persönliche Nutzen ist doch immer noch etwas kurz gedacht. Oder sind wir Menschen, die *das große Ziel* vor Augen haben, die miteinander Gottes Berufung folgen und Gemeinde Jesu bauen, die als Christen glaubwürdig leben wollen, eine wohltuende Gemeinschaft pflegen, zu der Menschen gerne dazukommen, in der sie Jesus begegnen können, seine Einladung hören und zu ihm Vertrauen fassen? Wenn das unser Ziel ist, dann wird sich das ganz sicher auf unser Verhalten und unseren Umgang miteinander auswirken. Wir werden beständiger und tragfähiger, unabhängiger vom kurzfristigen Erfolg und unserer augenblicklichen Stimmung. Wir denken langfristig und bekommen einen langen Atem.

Wenn ich das größere Ganze im Blick habe und nicht nur meinen eigenen Bereich, dann liegt mir daran, dass das Ganze funktioniert, dass unser Kreis, unser Gottesdienst, die Gemeinde insgesamt einladend ist. Und dann werde ich mich bemühen, die Reibungen untereinander möglichst gering zu halten. Ich kann großzügig sein und brauche mich an den Ungeschicklichkeiten, die passieren, nicht lange aufzuhalten. Ob mir immer alle recht begegnen, ist dann nicht so wichtig. Aber ich möchte mich einbringen und einen guten Einfluss ausüben. Ich möchte mitbauen an der „Kathedrale“ zur Ehre Gottes.



## Paul Gerhardt, Wir singen Dir, Immanuel

*Wir singen Dir, Immanuel, du Lebensfürst und Gnadenquell,  
du Himmelsblum und Morgenstern, du Jungfrausohn, Herr aller Herr.*

*Wir singen dir in deinem Heer aus aller Kraft Lob, Preis und Ehr, dass du,  
o lang gewünschter Gast, dich nunmehr eingestellt hast.*

*Von Anfang, da die Welt gemacht, hat so manch Herz nach dir gewacht;  
dich hat gehofft so lange Jahr der Väter und Propheten Schar:*

*„Ach, dass der Herr aus Zion käm und unsre Bande von uns nähm!  
Ach, dass die Hilfe bräch herein, so würde Jakob fröhlich sein!“*

*Nun bist du hier, da liegest du, hältst in dem Kripplein deine Ruh,  
bist klein und machst doch alles groß, bekleidst die Welt und kommst doch bloß.*

*Du bist der Ursprung aller Freud, und duldest soviel Herzeleid;  
bist aller Heiden Trost und Licht, suchst selber Trost, und findest ihn nicht.*

*Ich aber, dein geringster Knecht, ich sag es frei und mein es recht:  
Ich liebe dich, doch nicht so viel, als ich dich gerne lieben will.*

*Der Will ist da, die Kraft ist klein; doch wird dir nicht zuwider sein mein armes Herz,  
und was es kann, wirst du in Gnaden nehmen an.*

*Und bin ich gleich der Sünden voll, hab ich gelebt nicht wie ich soll,  
ei, kommst du doch deswegen her, dass sich der Sünder zu dir kehrt!*

*So fass ich dich nun ohne Scheu, du machst mich alles Jammers frei.  
Du trägst den Zorn, du würgst den Tod, verkehrst in Freud all Angst und Not.*

*Du bist mein Haupt, hinwiederum bin ich dein Glied und Eigentum und will,  
soviel dein Geist mir gibt, stets dienen dir, wie dir 's beliebt.*

*Ich will dein Halleluja hier mit Freuden singen für und für,  
und dort in deinem Ehrensaal soll 's schallen ohne Zeit und Zahl.*

*(zu singen nach „Vom Himmel hoch...“)*

Professor Dr. Peter Stuhlmacher



## Die Geburt des Immanuel

Dr. Friedmann Eißler führte das Gespräch mit Professor Stuhlmacher zu seinem im Jahr 2005 erschienen Buch:

*Die Geburt des Immanuel. Die Weihnachtsgeschichten aus dem Lukas- und Matthäusevangelium.*

*Weihnachten als das „Fest der Liebe“ ist noch am besten bekannt unter den christlichen Festen. Dennoch schreiben Sie ein ganzes Buch über die biblischen Weihnachtsgeschichten. Was ist im Blick auf das Christfest verloren gegangen – oder Ihrer Meinung nach zumindest in der Gefahr, verloren zu gehen?*

Wenn ich es biblisch ausdrücken darf: Die eigentliche juden-christliche Substanz dieses Festes ist verloren gegangen. Sie können das gut an den Weihnachtskarten studieren, die jetzt wieder auf den Markt kommen. Die sind oft wunderschön, aber kaum eine versetzt das Weihnachtsgeschehen in den biblischen Horizont. Sie sehen da viel verklärtes Mittelalter, oder süße Romantik, oder Gegenwartskunst, aber dass die biblische Annäherung an die alten Texte, die *meditative Erinnerung an sie*, gepflegt würde, ist selten. Wenn man das Weihnachtsgeschehen wieder neu rückkoppeln würde mit dem antiken Judentum und mit dem Alten Testament, dann würde man merken, was für ein solides Urgestein die Weihnachtsgeschichten darstellen. Davon habe ich in den Advents- und Weihnachtsgottesdiensten lange nichts mehr gehört. Stattdessen ist die Versuchung für Pfarrerrinnen und Pfarrer groß, sich mit irgend-

welchen freundlichen Gedanken zufrieden zu geben, von denen man meint, dass sie im breiten Publikum Wirkung zeigen. Viele können mit den biblischen Zusammenhängen *kaum mehr etwas* anfangen – nicht nur aufseiten der Gemeindeglieder.

*Sie sagen und begründen, dass die Weihnachtsgeschichten der Evangelien nicht legendenhafte Zugabe oder erbauliche Ausschmückung sind. Was sind sie dann? Historische Berichte?*

Sie sind genau das, was biblische Geschichtsberichte sind: Sie sind ein Drittes. Sie sind weder genauer Rapport über Geschehenes, noch sind sie fiktional und zeigen nur, wie man sich die Dinge eines Tages gedacht hat, sondern es handelt sich um *meditative Erinnerung an Gottes Geschichtshandeln*. Da ist zuerst an den Exodus, die Herausführung aus Ägypten, zu denken, und dann an den ganzen Bogen der Geschichte Israels bis hin zum Geschehen in Bethlehem. Die historische Kritik tut sich enorm schwer, die alttestamentlichen und dann eben auch die neutestamentlichen Geschichtsberichte als ernsthafte Berichte von einem Geschehen aufzuschlüsseln, das nicht wir Menschen gemacht haben, sondern das von Gott her um unsertwillen geschehen ist.

Diejenigen, die meinen, die Berichte als bloße Fiktion belächeln zu müssen, verstellen sich von vornherein ein fruchtbares Verständnis des Weihnachtsgeschehens. Wenn wir aber sehen, wie Juden bis heute die Rückbindung an ihre Geschichte, zum Beispiel im Passageschehen, leben und erleben, dann könnten wir davon neu lernen. Es sollte uns geradezu ein Ansporn sein, uns in ähnlicher Weise in die Weihnachtsgeschichte neu zu vertiefen. Mir scheint das unendlich viel lohnender und interessanter zu sein, als mit süßlichen „Geschichtchen“ zur Kerzennidylle nur fromme Gefühle zu bedienen.



*Hier und da schlagen Sie einen apologetischen Ton an. Was gilt es Ihrer Meinung nach wieder neu zu „verantworten“ (apologia)?*

Die Verantwortung über den Grund des Glaubens, die uns nach 1Petr 3,15 abverlangt ist, lässt uns zunächst einmal und immer wieder nach den Texten zurückfragen. Die Texte verdienen es, meine ich, noch einmal von A bis Z neu gelesen zu werden. Am Anfang stehen da etwa diese wunderbaren Lieder, *Magnificat* (Lk 1,46-55), *Benedictus* (Lk 1,68-79) und *Nunc dimittis* (Lk 2,29-32), die schon vor einiger Zeit durch Ulrike Mittmann-Richert – nicht zuletzt inspiriert durch Hartmut Gese – eine auf den Grund gehende Auslegung erfahren haben (vgl. ihr Buch: *Magnifikat und Benediktus*, 1996). Durch solche Annäherung bahnt sich die Erkenntnis an, dass es sich hier nicht nur um erbauliches Liedgut der frühen Gemeinde handelt, sondern dass hier eine Form der Erinnerung an ein *Erfüllungsgeschehen* vorliegt, in das wir wieder hineinfinden müssen. Das Stichwort *Erfüllungsgeschehen* habe ich so gut wie nie im kirchlichen Raum gehört, obwohl die prophetischen Weissagungen aus Jesaja, Micha oder Sacharja kirchlich im Advent und an Weihnachten durchaus präsent sind. Die Weissagungen sind immer noch da, aber dass sie in Christus erfüllt sind, das wird nicht mehr deutlich gemacht und von der Bibel her beleuchtet. Der Bogen von der Verheißung zur Erfüllung wird nicht geschlagen! Ein ebenso ernster wie heikler Punkt ist in diesem



Zusammenhang freilich auch dies: Man wagt das messianische Erfüllungsgeschehen nicht zu betonen, weil man den christlich-jüdischen Dialog nicht stören will. In diesem Zusammenhang sind etliche Fragen mit Sorgfalt zu bedenken. Aber die Weihnachtsgeschichte ist und bleibt von Anfang bis Ende erfüllt von der einen Botschaft: Er, Jesus, ist der Messias, der Christus, und *eben deshalb* ist in dem Krippenkind das Heil beschlossen.

***Jungfrauengeburt und der Kindermord in Bethlehem, das sind wohl die beiden schwierigsten Brocken für unser heutiges Verständnis. Sie klammern diese Fragen nicht aus, im Gegenteil. – Sagen Sie uns: Ist die Maria der Weihnachtsgeschichte eine Jungfrau oder eine junge Frau?***

Wenn ich es etwas überspitzt sagen darf: Maria ist erst in den Weihnachtsgeschichten unmissverständlich zur Jungfrau „gemacht“ worden. Jesaja mit dem hebräischen Wort *alma* und die Septuaginta mit dem griechischen *parthenos* (in Jes 7,14) sind sprachlich nicht eindeutig. Beide Wörter meinen die junge, unverheiratete Frau, die noch kein Kind geboren hat. Erst Lk 1,26-38 und Mt 1,18-25 bestehen darauf, dass Maria Jungfrau war. Das heißt: An Maria und durch sie vollzieht sich das Schöpfungswunder schlechthin: Der einzig-eine Gott selbst wird Mensch; Gottes Treue und Liebe sind in Jesus von Anfang an wirksam. Schon im Neuen Testament selbst (vgl. Mt 1,18-25) und dann seit dem 2. Jh. (z. B. Justin in der Auseinandersetzung mit dem Juden Tryphon!) muss das Geheimnis der Jung-

frauengeburt christlich in Schutz genommen werden. Denn die Rede von der Jungfrauengeburt bietet von früh an Angriffsflächen für Zweifel und Kritik. Solche sind mitnichten ein modernes Phänomen! Trotzdem ist die Jungfrauengeburt nicht irgendein religionsgeschichtlicher Import ins Neue Testament, auf den man auch verzichten kann, sondern hier wird die biblische Tradition von Jes 7,14; Mi 5,2 bewusst zugespitzt. Die Jungfrauengeburt will nicht biologisch hinterfragt werden. Sie will uns vielmehr sagen: Ihr sollt und dürft das wunderbare Ereignis, dass Maria *Gottesmutter* ist, dass Juden und Heiden durch sie den verheißenen *Gottessohn* empfangen, nicht kritisch rückgängig machen, sondern ihr sollt und dürft euch an dieses Wunder halten. Der Weihnachtsgeschichte geht es darum, dass die jesajanische Verheißung des Immanuel (= Gott mit uns) in der Geburt Jesu (*jeshua* = Gott ist Rettung) in einer nur von Gott her möglichen Weise erfüllt worden ist.

***Und was ist mit dem Kindermord ...?***

In der gewalttätigen Welt der herodianischen Herrschaft waren die *wenigen* Säuglinge, die in dem kleinen Bethlehem für die Tötung in Frage kamen, für Chronisten nicht weiter erwähnenswert. Der Kindermord passt aber leider in die Welt des Herodes des Großen, der gar nicht zimperlich mit möglichen Konkurrenten seiner Herrschaft umging. Aber wichtig ist, dass auch die Geschichte vom Kindermord vom biblischen Hintergrund her angeleuchtet wird: Das Gotteskind wird vor

dem Mord durch Menschenhand gerettet. Das messianische Kind macht das Schicksal Israels neu lebendig – Rahel, die Stammesmutter Israels, muss um ihre Kinder trauern – immer noch! Aber Jeremia verheißt schon, was sich in dem Christus Jesus tatsächlich wendet: Deine Tränen werden ein Ende haben, denn „sie kommen heim aus dem Feindesland – die Kinder kehren in ihre Heimat zurück“ (Jer 31,17f). So wiederholt sich mit der Rückkehr des Jesuskindes aus Ägypten das Geschick Israels, und gleichzeitig findet Israels Trauer begründete Hoffnung auf Heilung. Nur wenn wir im Anschluss an die alttestamentlich-jüdische Tradition in die Tiefe gehen, können wir *den in den Texten* bewahrten Schatz heben. Das gelingt allerdings nur dann, wenn wir Theologen das AT nicht vom NT abkoppeln und uns einbilden, nach Abschluss des AT sei erst eine längere „zwischen-testamentliche“ Phase eingetreten, und anschließend stünde das NT dann auf sich selbst!

***Es sind viele Bibelstellen, mit denen Sie arbeiten – und die die Leser durchaus nachschlagen sollen. Muss man sich Weihnachten heute wieder „erarbeiten“?***

Eindeutig: Ja! Es wäre eine der sinnvollsten Tätigkeiten, dafür einmal ein paar Stunden an Weihnachten zu verwenden. Wie wäre es, an einem der Feiertage um den Tisch zu sitzen, sich die schönen Texte vorzunehmen und zu fragen, was denn da steht und miteinander zu entdecken, was in den biblischen Geschichten alles drinsteckt!

***Sie schließen das Buch mit einem Paul-Gerhardt-Lied ab. Warum ist Ihnen das wichtig?***

Die Erinnerung an den Dichter hat zunächst mit mir zu tun, weil *Paul Gerhardt* mir im Alter mit seinen wunderbaren Liedern geistlich immer näher kommt. Mit seinem Lied „Wir singen dir Immanuel“ (s. S.29) bietet er die Möglichkeit, die meditative Erinnerung wieder einzuüben, der wir die Weihnachtstexte verdanken. Es lohnt sich, das Lied, das ja leider nicht mehr im Evangelischen Gesangbuch steht, zu lesen und zu singen, um biblisch zu verifizieren, was das Weihnachtsgeschehen ausmacht. Nichts gegen das ehrwürdige Lied „Stille Nacht“ – aber der holde Knabe im lockigen Haar ist eben noch nicht ohne weiteres der Christus Jesus, und „O Tannenbaum“ sagt von ihm gar nichts.

***Man hat mehr davon, so schreiben Sie, wenn man diese Texte „andächtig betrachtet“ als wenn man sie „(nur) kritisch hinterfragt“. Was könnte Ihrer Meinung nach diese Haltung fördern?***

Viererei:

1. Man sollte sich ernsthaft fragen, wieso Juden (mit Einschluss des jüdischen Staatspräsidenten, der seinerzeit vor dem Bundestag in Bonn gesprochen hat) sagen können: „Ich bin aus Ägypten gezogen, ich bin ins Heilige Land gekommen, ich habe die Geschichte Israels selbst durchgemessen ...“. Diese Art, sich in die Geschichte Israels hineinzustellen und als Teil des wandernden Gottesvolkes zu ver-

stehen, offenbart ein ganz bestimmtes Lebensgefühl. Der einzelne Jude lässt sich durch die Geschichte und Existenz Israels definiert sein. Ich halte das für ungeheuer lehrreich gegenüber jener auch von mir in jungen Jahren noch für richtig gehaltenen Redeweise, man könne vieles an den biblischen Geschichten „dem modernen Menschen nicht mehr zumuten“. Die Juden halten es anders, und zwar als moderne Menschen. Wenn ihr Verhalten ernst zu nehmen ist, dann hängt der Satz, den wir da so aus der Aufklärung mitgeschleppt haben, völlig in der Luft.

2. Wenn man im Heiligen Land selbst ist, kann man sich dort selber hineingestellt finden in die alten biblischen Traditionen, in die Jesusgeschichte genauso wie in die Geschichte Israels. Leider kann nicht jeder nach Israel reisen, aber sich dort in den Zeit-Raum hineinstellen zu lassen, der das Alte neu aufschließt, ist eine tiefe Erfahrung.

3. „Erinnerung“ ist in der Gegenwartsliteratur ein großes Stichwort. Die Jugendbiographien von Joachim Fest, Günter Grass und ähnliche Bücher machen deutlich, dass man sich im Grunde nur durch Erinnerung an die eigenen Ursprünge selber versteht und sich selber kennen lernen kann. Wir Christen sind Leute des Christus. Für uns gilt: Die Jesusgeschichte ist es, die uns definiert und uns selber verstehen lässt. Sich das klar zu machen mit wachem Verstand, finde ich faszinierend.

4. Eine weitere Möglichkeit liegt in unseren herrlichen Weihnachtsmusiken von Bach über Händel bis Hugo Distler und in den Weihnachtsliedern. Auch wenn nicht jeder gleich musikalisch ist, kann ich mir nichts Besseres vorstellen, als wenn während der Advents- und Weihnachtszeit in einer Familie alle, vom kleinsten Schreier bis zum krächzenden Opa (ich bin ja selber einer) die Advents- und Weihnachtslieder (selber!) singen, und zwar nicht bloß einmal. Das darf dann auch am 1. Advent „Macht hoch die Tür“, am Heiligen Abend „O du fröhliche“ im Stehen sein, und außerdem „Wir singen dir, Immanuel“ von Paul Gerhardt.

*Vielen Dank,  
Herr Professor Stuhlmacher,  
für unser Gespräch.*



#### Adressen der Autoren

Pfarrerin Elke Maihöfer  
Bei der Kirche 8  
72224 Ebhausen

Prof. Dr. Michael Herbst  
Am Kleinbahndamm 7A  
17498 Weitenhagen

Dr. Christel Hausding  
Schießmauer 23  
89129 Langenau

Prof.em. Dr.Dr.h.c. Peter Stuhlmacher  
Untere Schillerstraße 4  
72076 Tübingen

Der Evangelischen Sammlung ist es ein Anliegen, ihren Rundbrief kostenlos an alle Interessierten zu versenden. Aber wir sind dankbar für Spenden und Kostenbeiträge (Konto Nr. 414271 bei der EKK Stuttgart BLZ 60060606). Bitte beachten Sie den beiliegenden Überweisungsträger. Sie erhalten umgehend eine Spendenbescheinigung.

**Herausgeber:** Evangelische Sammlung in Württemberg e.V., Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach  
**Internet:** [www.evangelische-sammlung.de](http://www.evangelische-sammlung.de)

**Vorsitzender:** Pfarrer Werner Schmückle, Dürnauer Weg 26B, 70599 Stuttgart-Birkach  
**Stellvertretende Dekan:** Hartmut Ellinger, Widerholtplatz 4, 73230 Kirchheim/Teck  
**Vorsitzende:** Pfarrerin z. A. Elke Maihöfer, Bei der Kirche 8, 72224 Ebhausen  
**Geschäftsstelle:** Renate Klingler, Gabriel-Biel-Platz 2, 72574 Bad Urach,  
Tel. (07125) 94 67 228, Fax (07125) 94 67 221,  
E-Mail: [evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de](mailto:evangelische.sammlung@kirche-ev-badurach.de)  
Bestellung weiterer Exemplare des Rundbriefes bei der Geschäftsstelle.

**Redaktion der Rundbriefe:** Werner Schmückle (V.i.S.d.P.), Hartmut Ellinger, Hans-Dieter Frauer,  
Renate Klingler, Elke Maihöfer  
Der Rundbrief erscheint viermal jährlich.

**Konto:** Evangelische Sammlung in Württemberg  
Evang. Kreditgenossenschaft Stuttgart (BLZ 600 606 06) Kto 414 271

**Rechner:** Günter Wohlfarth, Thomas-Mann-Str. 28, 73655 Plüderhausen

**Layout/Satz:** ART OFFICE, Martin Lang, Pliezhausen

**Druck:** St. Johannes Druckerei, Lahr

**Titelbild:** Bärbel Grandke, Bad Urach